



universität
wien

DIPLOMARBEIT / DIPLOMA THESIS

Titel der Diplomarbeit / Title of the Diploma Thesis

Ideologie und Ökonomik

Erstes Prolegomenon zu einer wissenschaftlichen Kritik der Ökonomik

verfasst von / submitted by

Georg-Maximilian Halbgebauer

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Magister der Philosophie (Mag. phil.)

Wien 2018 / Vienna 2018

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

A 190 313 299

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Lehramtsstudium
UF Geschichte, Sozialkunde, Polit.Bildg.
UF Psychologie und Philosophie

Betreut von / Supervisor:

Univ. Prof. Dr. Hans Bernhard Schmid

*Für all meine Familien,
Für Theresa,
Und für die Giganten, auf deren Schultern ich Zwerg sitze.*

INHALTSVERZEICHNIS

Plagiatserklärung	IV
Vorrede	V
1 Einführende Überlegungen	1
1.1 <i>Die Forschungsfrage</i>	1
1.2 <i>Der Untersuchungsgegenstand</i>	2
1.3 <i>Grundlegende Unterscheidungen</i>	10
1.4 <i>Kritik oder Anti-Ökonomik</i>	12
2 Kritik der Kritik	19
2.1 <i>Ideologie</i>	19
2.2 <i>Mathematismus</i>	26
2.2.1 <i>Eine Kleinigkeit die keine ist</i>	32
2.3 <i>Kapitalismus</i>	34
2.3.1 <i>Krisen</i>	36
2.4 <i>Neoliberalismus</i>	38
2.5 <i>Pseudo-Wissenschaft und Unwissenschaftlichkeit</i>	41
2.6 <i>Fehlerhafte Annahmen, unrealistische Modelle</i>	46
2.7 <i>» Postautistische Ökonomik «</i>	48
2.8 <i>Zwischenbilanz</i>	51
3 Ideologie – Ein unordentlicher Begriff	52
3.1 <i>Eine kurze Begriffsgeschichte</i>	53
3.2 <i>Marx über Ideologie</i>	57
3.3 <i>Kritische Theorie</i>	62
3.3.1 <i>Wissenschaft und Technik als Ideologie</i>	63
3.4 <i>Kritischer Rationalismus</i>	66
3.5 <i>Morphologische Ideologie-Analyse</i>	70
3.6 <i>Das Ende der Ideologien?</i>	74
3.7 <i>Poststrukturalistisches Ideologieverständnis</i>	78
3.7.1 <i>Postmarxismus</i>	79
3.7.2 <i>Psychoanalytischer Poststrukturalismus</i>	82
4 Bilanz	89
4.1 <i>Ein neues Ende der Ideologie</i>	89
4.1.1 <i>Die pragmatische Lösung</i>	89
4.1.2 <i>Die radikale Lösung</i>	91
4.2 <i>Das Ideologie-Modell</i>	93
Anhang	95
4.3 <i>Zusammenfassung</i>	95
4.4 <i>Abstract</i>	99
Literaturverzeichnis	100

PLAGIATSERKLÄRUNG

Hiermit erkläre ich, die vorgelegte Arbeit selbständig verfasst und ausschließlich die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt zu haben. Alle wörtlich oder dem Sinn nach aus anderen Werken entnommenen Textpassagen und Gedankengänge sind durch genaue Angabe der Quelle in Form von Anmerkungen bzw. In-Text-Zitationen ausgewiesen. Dies gilt auch für Quellen aus dem Internet, bei denen zusätzlich URL und Zugriffsdatum angeführt sind. Mir ist bekannt, dass jeder Fall von Plagiat zur Nicht-Bewertung der gesamten Lehrveranstaltung führt und der Studienprogrammleitung gemeldet werden muss. Ferner versichere ich, diese Arbeit nicht bereits andernorts zur Beurteilung vorgelegt zu haben.

Wien am 18. Oktober 2018



Georg-Maximilian Halbgebauer

Vorrede

Diese Arbeit ist nicht fertig. Das heißt: Sie ist sehr wohl fertig, aber eben nur in einem ganz bestimmten Sinn. Sie ist ebenso fertig, wie eine Skizze fertig ist, auch, und vielleicht gerade weil sie nicht alles umfasst, sondern nur das, was wichtig ist, um den Gegenstand in einer ganz bestimmten Hinsicht zu symbolisieren.

Wie bei einem Kunstwerk ist es auch in der Philosophie ungleich leichter, zu erkennen, ob das Werk etwas taugt, als selbst eines zu erschaffen, das den Ansprüchen der Zeit und des Geistes genügt. Auch für mich ist es daher immer wieder erkennbar gewesen, wo selbst die großen Meister unserer Kunst Fehler machten – zumal ich ja den einigermaßen geübten Blick eines Schülers habe, und nicht als völliger Laie deren Werke betrachte. Wenn ich mich also in oft sogar äußerst scharfer Kritik gegen andere ergehe, dann mindert das keineswegs meinen Respekt vor ihnen oder ihrer Arbeit. Es ist eher Ausdruck der Genauigkeit, mit der ich auch an mich selbst Maß anlege. Weil ich das tue, erkenne ich sehr klar, dass ich hier nicht mehr hervorbringen konnte als eben eine Skizze, die als Basis für weitere Skizzen und vielleicht für ein größeres Bild dienen kann.

Ich bitte daher meine Leser, jeden Satz zwar genau aber zugleich auch gnädig zu prüfen. Der Fehler ist der beste aller Lehrer, doch oft erkennt der Schüler seine Fehler nicht. Zugleich bitte ich meine Leser aber zu bedenken, dass eine Skizze eben kein fertiges Kunstwerk ist, und auch nicht beansprucht, ein solches zu sein. Wenn es mir hier also gelungen ist, Licht und Schatten angemessen zu erfassen, die Proportionen des Gegenstandes richtig festzuhalten und zwei, drei Details ein wenig genauer zu studieren, dann wäre ich mit dieser Arbeit zufrieden. Ob sie gelungen ist, kann freilich nicht ich entscheiden.

1 Einführende Überlegungen

1.1 DIE FORSCHUNGSFRAGE

Die Leitfrage dieser Arbeit lautet:

„Ist die Wirtschaftswissenschaft ideologisch? Und wenn Ja, in welchem Grade?“

Selbst mit großem Aufwand lässt sich jedoch kaum sagen, was genau unter Ideologie zu verstehen ist. Würden wir versuchen deshalb versuchen, diesen Begriff zu ugehen, könnten *alternative Fragen* etwa lauten:

„Gilt die Ökonomik zurecht als Wissenschaft?“

„Wie selbstkritisch ist die Ökonomik?“ oder

„Ist die Ökonomik die Wissenschaft vom Wirtschaften schlechthin, oder lediglich die Wissenschaft vom Kapitalismus?“

Doch diese und andere Formulierungen drücken letztlich nur aus, was *gemeint* ist, wenn wir fragen, ob die Ökonomik ideologisch ist. Dadurch würde man ein spezielles Verständnis davon voraussetzen, was Ideologie bedeutet, ohne dieses ausreichend rechtfertigen zu können. Wenn also die Frage, ob die Ökonomik ideologisch ist durch eine andere ersetzt werden könnte, dann nur, wenn im Vorhinein geklärt wäre, was im *wissenschaftlichen* Sinn unter einer Ideologie zu verstehen wäre. Dann könnte man sich offen auf eine allgemein anerkannte Definition stützen und deren Kriterien für eine Untersuchung verwenden. Eine solche Definition gibt es aber nicht – das werden wir in Kapitel 3 deutlich erkennen. Die Sache selbst macht es also nötig, dass wir die Frage in ihrer obigen Form beibehalten. Wenn wir das tun, müssen wir zunächst zwei in dieser einen Ausgangsfrage verborgene Rätsel lüften.

I. Was ist die Wirtschaftswissenschaft?

II. Was ist Ideologie?

Erst wenn wir darauf verbindliche Antworten haben, können wir die eigentliche Frage klären. Aus diesem Grund ist die vorliegende Arbeit ein Prolegomenon, eine Vorrede zu einer wissenschaftlichen Kritik der Ökonomik. Ihr erklärtes Ziel ist es, vor allem die zweite Unterfrage – die Frage nach dem Wesen der Ideologie – zu lösen. Zusätzlich wird hier angedeutet, wie man die Ökonomik als Fach in seiner Gesamtheit umfassen könnte. Ebenso wird die gegenwärtige Kritik an der Wirtschaftswissenschaft dargestellt und dahingehend untersucht, ob sie stichhaltig und ausreichend ist. Auch das ist eine notwendige Vorarbeit zu einer eigenständigen wissenschaftlichen Beurteilung der Ökonomik.

1.2 DER UNTERSUCHUNGSgegenSTAND

Im anglo-amerikanischen Raum wird berechtigter Weise zwischen *economy* und *economics* unterschieden. Doch in der deutschsprachigen Literatur wird bis heute das Wort Ökonomie einmal für die Wirtschaft als reales Phänomen und dann wieder für die Wirtschaftswissenschaft verwendet. Das ist unpräzise und kann irreführend sein. Daher wird in dieser Arbeit die Wirtschaftswissenschaft im weiteren Verlauf Ökonomik genannt, während der Terminus ‚Ökonomie‘ für die Realphänomene reserviert bleibt, welche die Ökonomik zu beschreiben, zu erklären und vorherzusagen versucht.

Worin besteht also die Ökonomik? Der französische Ökonom Léon Walras (1834-1910) war der Auffassung, die Wirtschaftswissenschaft bestünde aus einem Korpus von geistigen Inhalten, einer großen Tradition, die bis zu ihren Wurzeln zurück reiche.

„Political economy is not in the latest work entitled *Course* or *Handbook*, it is in the sum of truths which are laid down in her name, it is in the tradition faithfully followed from its birth until the present moment.“¹

In der Tat ist es wohl vernünftig anzunehmen, dass der Inhalt der Disziplin eingebettet in einen Gesamtkorpus von anerkannten Theorien, Methoden und Modellen besteht. Es bleibt allerdings die Frage offen, auf welcher Art und Weise man beurteilen könnte, welche Theorien anerkannt sind und welche nicht. Ein aus der Praxis stammendes Verständnis dafür haben wohl alle, die mit dem Alltag wissenschaftlicher Forschung und Lehre in Berührung gekommen sind. Für eine *wissenschaftliche* Untersuchung der Disziplin reicht dieses praktische Verständnis allerdings nicht aus. Der Inhalt der Ökonomik ist daher nach klaren Kriterien zu bestimmen. Dies ist eine gesonderte Aufgabe, die in einem zweiten Prolegomenon zu klären wäre.

Problematisch ist die in Walras Verständnis einer Tradition enthaltene Implikation, die Entwicklung der Wissenschaften wäre ein linearer Prozess. Der bedeutende Wissenschaftsphilosoph Thomas S. Kuhn (1922-1996) kritisierte diese Auffassung aufs Schärfste, und stellte ihr seine Theorie der Paradigmenwechsel entgegen. (Siehe Kapitel 2.5) Trotz alledem scheint es sinnvoll, zu den Wurzeln des ökonomischen Denkens zurück zu gehen, damit wir uns ein Bild von dessen Eigenheiten machen können, sofern sie aus philosophischer Sicht erkennbar sind.

Es ist nicht die Absicht des Autors, eine ausführliche Geschichte der Wirtschaftswissenschaften zu schreiben, zumal diese für sich genommen die vorangestellte Forschungsfrage nur bedingt

¹ COLEMAN, William Oliver: *Economics and Its Enemies. Two Centuries of Anti-Economics*, 1. Aufl., Basingstoke [u.a.]: Palgrave Macmillan 2002, S. 8.

beantworten helfen kann. Stattdessen stützt sich der Verfasser dieser Arbeit auf die Überlegungen des mit dem Nobelpreis ausgezeichneten kritischen Ökonomen Gunnar Myrdal (1898-1987), der meinte, schon in der Entstehungsgeschichte der Ökonomik gewisse ideologische Grundtendenzen ausmachen zu können, die sich bis in die Gegenwart fortsetzen.² Myrdal kann uns hier deshalb von besonderem Nutzen sein, weil er die Entwicklungsgeschichte der Ökonomik unter einem spezifisch *philosophischen* Licht betrachtet.

Für Myrdal ist die auf François Quesnay (1694-1774) zurückgehende Schule der Physiokraten die erste moderne ökonomische Strömung in der Wissenschaftsgeschichte. Diese Auffassung ist durchaus nicht unangefochten. Manche – etwa Joseph A. Schumpeter (1883-1950) – würden sogar Aristoteles (384-322 v.Chr.) als den ersten Ökonomen bezeichnen.³ Myrdal ist jedoch der Meinung, dass die Aussagen der antiken Philosophen zur Ökonomik nicht über die Ebene des Hausverständes hinausgehen. Die Leistungen der mittelalterlichen Gelehrten, insbesondere die des scholastischen Theologen und Philosophen Thomas von Aquin (1225-1274) schätzt Myrdal schon als intellektuell höherwertig ein. Und den Merkantilisten und Kameralisten dieser Zeit schreibt er bereits empirisches Grundlagenwissen zu, meint aber zugleich, sie hätten es noch nicht zu Stande gebracht, eine allgemeine Theorie zu formulieren. Ihre Hauptleistung bestehe in ihrer Idee, dass sich wirtschaftliche Größen durch den Austauschprozess, durch den Handel erklären.⁴

„Their analysis was rudimentary and in nearly all respects inadequate but they bequeathed to modern theory the basic idea that prices, costs, and incomes can be explained by a general analysis of the processes of exchange.“⁵

Die wenigen Ideen der Physiokraten, die sich gehalten haben, hatten dafür einen profunden Einfluss auf das Fach. Namentlich handelt es sich dabei um die in der Naturrechts-Philosophie fußende Überzeugung, die Wirtschaft könne sich selbst regulieren, und um die Auffassung, Menschen würden auf eine hedonistisch-egoistische Weise handeln. Sie würden also stets versuchen, ihren Nutzen zu maximieren und ihren Nachteil zu minimieren. Aus diesen Überzeugungen folgt die *Laissez-faire Doktrin*, die Meinung der Physiokraten, dass das hedonistisch-egoistische Handeln aller auch zum Wohle aller gereichen würde.

„As long as no obstacles are created, everyone, by acting selfishly, promotes the happiness of all.“⁶

² Vgl. MYRDAL, Gunnar: *The Political Element in the Development of Economic Theory*, New Brunswick, U.S.A.: Transaction Publishers 1990, S. 23.

³ Siehe etwa: KOSLOWSKI, Peter: *Politik und Ökonomie bei Aristoteles*, 3. Aufl., Tübingen: Mohr 1993, S. 49.

⁴ Vgl. MYRDAL: *The Political Element in the Development of Economic Theory*, S. 28.

⁵ Ebd., S. 32.

Der Staat solle sich daher auf seine Wächterfunktion über Leib, Leben und Eigentum beschränken, alles Weitere würde sich von selbst regeln, wenn man es nur zuließe.

Seit dem Wirken Adam Smiths (1723-1790), dem Begründer der klassischen Nationalökonomik steht die Wirtschaftswissenschaft – Myrdal zufolge – unter dem beinahe exklusiven Einfluss des englischen Denkens, woraus sich erklärt, warum das Fach hedonistisch und utilitaristisch geprägt ist. Denn Myrdal unterstellt einen fundamentalen Unterschied zwischen britischem und ‚kontinentalem‘ Denken.

„[...] Continental thinkers are readier to use abstractions. They prefer to choose as premises general ideas which they believe to be derived directly from reason. [...] British thought, on the other hand, has, since Bacon, been largely empirical.“⁷

Wie Myrdal aber zeigt, muss der Utilitarismus notwendiger Weise seine eigenen Prinzipien verraten, wenn man aus ihren Maximen eindeutige Theoreme ableiten möchte, die für die Verwendung in der Ökonomik in Frage kommen. Es wären dann doch wieder apriorische erste Prinzipien nötig, auf welchen die Ethik und damit auch eine konkrete Handlungsempfehlung aufbauen müsste.⁸ Er skizziert nun mit ein paar groben Strichen die Gründe, warum die utilitaristische Moralphilosophie letztlich ihrem eigenen Anspruch auf eine rein empirische Grundlage und damit auf den Verzicht auf apriorische Prinzipien nicht erfüllen kann. Doch obwohl der Utilitarismus eigentlich überwunden ist, hält er sich in der Ökonomik weiterhin hartnäckig. Dabei hält Myrdal fest, dass nur die grösste Version des Utilitarismus Eingang in die Ökonomik fand.

„Altruism has, on the whole, been dropped and the harmony of interests has become the central notion. It is conceived in terms of 'purely egoistic' and 'purely economic' interests [...]“⁹

Die grundlegenden Faktoren bleiben stabil: Es gibt immer die Vorstellung von messbaren individuellen Mengen von Nutzen, die später offen Werte genannt werden. Und es gibt immer den Versuch, diese subjektiven Werte zu einer sozialen Summe zu addieren, die maximiert werden soll. Gewöhnlich wird auch von einer sozialen Interessenharmonie ausgegangen.¹⁰ Das Eigeninteresse

⁶ Ebd., S. 30.

⁷ MYRDAL: *The Political Element in the Development of Economic Theory*, S. 23.

⁸ Vgl. Ebd., S. 40.

⁹ Ebd., S. 49.

¹⁰ Vgl. Ebd., S. 52 f.

wird unter dem Interesse der Allgemeinheit subsumiert. Wer also sein eigenes Glück befördert, der fördert sogleich auch das Glück der Allgemeinheit.¹¹

Myrdal gesteht dem utilitaristischen Denken trotz aller Kritik eine wichtige Hilfsfunktion zu, denn es sei allemal gegenüber dem idealistischen kontinentalen und insbesondere deutschen Denken zu bevorzugen, da es zumindest näherungsweise wertneutral ist – in dem Sinne, dass es soziale Entitäten nicht ontologisiert. Der Staat, das Volk oder das Gesetz werden so nicht zu scheinbar unabhängigen Größen die ihre eigenen Notwendigkeiten diktieren, wie Myrdal es in der kontinentalen Philosophie zu erkennen meint. Weiters ist er der Meinung, dass die Ökonomik sich ohne den utilitaristischen Einfluss nicht annähernd so schnell entwickelt hätte. Das problematische Erbe des Utilitarismus innerhalb des Faches erkennt er aber darin, dass sie – ebenso wie dieser – beansprucht, *Sein* und *Sollen* gleichermaßen und sogar gleichzeitig erklären zu können. Diesen Einwand macht auch der deutsche Philosoph Hans Albert (geb. 1921). (Siehe Kap. 3.1.4)

Wie bereits oben angedeutet, könnte man die Veröffentlichung von Adam Smiths „The Wealth of Nations“ als Geburtsstunde einer neuen Weltsicht bezeichnen. *Erstmals* wurde Arbeit eindeutig als Quelle des Reichtums identifiziert. (Davor zog man dafür nur Gold, den Handel oder Grund und Boden in Betracht.) Zudem formulierte Smith eine *demokratische* Philosophie des Wohlstandes, unter Berücksichtigung *aller Klassen*.¹² In der modernen Wirtschaftswissenschaft finden sich viele Begriffe wieder, die er prägte. So etwa die Vorstellung vom Markt als ein sich selbst regulierendes System mit einem sich ‚von selbst‘ herstellenden Marktgleichgewicht, das ‚gerechte‘ Preise und richtige Warenmengen gewährleistet, die Idee, dass der Staat sich so weit als möglich aus dem Marktgeschehen heraushalten solle, oder auch die generelle Abneigung gegenüber Monopolen aller Art – da diese ihrerseits das Funktionieren des freien Marktes beeinträchtigten.¹³ Auch die Theorien der berühmten Ökonomen David Ricardo (1772-1823) und Thomas Robert Malthus (1766-1834) werden meist zur klassischen Nationalökonomik gezählt.

All den vorgestellten Ansätzen ist gemeinsam, dass sie das in der Marktwirtschaft enthaltene *Konfliktpotenzial* durch ihre Theorie *neutralisieren*. In der Folge radikalisierten Wirtschaftsliberale ihre Forderung, der Staat solle sich völlig aus der Wirtschaft heraushalten – insbesondere in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Damals gab es auch die Gelegenheit, die Wirksamkeit dieser Doktrin praktisch zu überprüfen. Denn der frühe Industriekapitalismus entsprach zu einem guten Teil den Forderungen der Vertreter des Laissez-faire. Doch die erhoffte Segnung durch die

¹¹ Anm.: Man denke an Adams Smiths berühmtes Diktum der unsichtbaren Hand.

¹² Vgl. SPREMANN, Klaus: *Wirtschaft und Finanzen. Einführung in die BWL und VWL*, 6. Aufl., München: Oldenbourg Verlag 2013 (IMF, International management and finance), S. 24.

¹³ Siehe etwa: HEILBRONER, Robert L.: *Die Denker der Wirtschaft. Ideen und Konzepte der großen Wirtschaftsphilosophen*, übers. von Matthias SOMMER, 1. Aufl., München: FinanzBuch-Verlag 2006, S. 36–67.

„unsichtbare Hand“ blieb aus. Stattdessen polarisierte sich die Gesellschaft in eine große Zahl besitzloser Industriearbeiter und einige wenige Unternehmer.

Die realen Probleme waren der Anlass für Kritik an der klassischen Nationalökonomie und dem in ihr angelegten Liberalismus. Die bekannteste dieser Kritiker war der Ökonom und Philosoph Karl Marx (1818-1883). Aber auch Ferdinand Lassalle (1825-1864), einer der wichtigsten Arbeiterführer des 19. Jahrhunderts, beschäftigte sich intensiv mit Wirtschaftstheorie, Kapitalismus und Gesellschaftstheorie. Sogar einige wirtschaftsliberale Denker veränderten ihre Position; als prominentester unter ihnen John Stuart Mill (1806-1873), der in seinem Spätwerk zu einem *New Liberalism* tendiert. Biebricher spricht von einer *Sozialdemokratisierung* des liberalen Denkens, in der sich die aufkommende Krise des Liberalismus abzeichnet habe. Auch die Realpolitik wandte sich gegen Ende des 19. Jh. von den wirtschaftsliberalen Prinzipien ab. Der in den USA 1890 erlassene Sherman Act gilt „als symbolische Zäsur am Ende einer Phase des praktizierten oder zumindest geforderten Laissez-faire“.¹⁴

An der Wende vom 19. zum 20. Jh. wurde die klassische Nationalökonomie von der *Neoklassik* abgelöst. Den Beginn dieser Entwicklung markiert die sogenannte *marginalistische Revolution*. Damit ist ein Wandel des Wertbegriffes gemeint, der sich nun am sogenannten *Grenznutzen* orientiert. Die klassische Wirtschaftstheorie orientierte sich, wie in diesem Kapitel bereits kurz erwähnt, im Gegensatz dazu an der aus den Naturrechtskonzepten der Aufklärung stammenden Überzeugung, dass *Arbeit* die Basis für Besitz sei, und, dass der wahre Wert von Waren aus der in ihnen enthaltenen Arbeit stamme. David Ricardo formulierte diese Arbeitswerttheorie besonders genau. Gunnar Myrdal kritisiert, dass die Annahmen, von denen Ricardo ausgehen musste, um überhaupt den Tauschwert einer Ware in der in ihr eingesetzten Arbeitskraft begründen zu können, von der Praxis aus betrachtet völlig absurd seien. Zudem habe es auch keinen praktischen Nutzen, Arbeit als die *einzig* wertstiftende Größe einzusetzen. Und Ricardo selbst gab für seine Entscheidung, dies zu tun auch keine hinreichenden Gründe an.¹⁵ Myrdals Analyse soll an dieser Stelle fürs erste vertraut werden.¹⁶ Obwohl Ricardos Arbeitswerttheorie also zahlreiche Fehler aufwies, beeinflusste sie die klassische Nationalökonomie stark. Auch auf Marx wirkte sein Denken in hohem Maße. Für ihn entspricht der Wert einer Ware der in ihr ‚kristallisierten‘ menschlichen

¹⁴ BIEBRICHER, Thomas: *Neoliberalismus. Zur Einführung*, Hamburg: Junius 2012, S. 28.

¹⁵ Siehe etwa: MYRDAL: *The Political Element in the Development of Economic Theory*, S. 56–80.

¹⁶ Anm.: Der Korrektheit halber sei an dieser Stelle angemerkt, dass Myrdal für die behauptete Absurdität von Ricardos Annahmen keine Argumente anführt.

Arbeit.¹⁷ Das trifft allerdings nur auf den Tauschwert einer Ware zu. Ihr Gebrauchswert folgt gänzlich anderen Gesetzen. Die Unterscheidung zwischen diesen beiden Arten des Wertes wird üblicher Weise auf Adam Smith zurückgeführt.¹⁸ Wesentlich berühmter sind Marxens Überlegungen zu diesem Thema.¹⁹ Er ist es auch, der darauf hinweist, dass bereits Aristoteles die beiden verschiedenen Wertformen kennt. Bei dem antiken Philosophen steht der Gebrauchswert im Fokus des rechten Wirtschaftens. Eine Konzentration auf ihren Tauschwert kann nach Aristoteles Meinung die Ökonomik zur Chrematistik korrumpieren – zum reinen Profitstreben ohne Maß und Grenze.²⁰

Die Neoklassik stellte der Arbeitswerttheorie die Grenznutzentheorie oder Marginalanalyse entgegen. Ihr zufolge ist der Wert einer Ware ausschließlich subjektiv-psychologisch bestimmt, während die in ihr enthaltene *Arbeitszeit* keine Rolle für ihren Wert spielt. Unterschiedlich hohe Preise für bestimmte Waren lassen sich also Funktion ihres Nutzens für den Konsumenten verstehen.

Die neoklassische Wirtschaftstheorie bildet die Grundlage für den Neoliberalismus. Viele Kritiker der Ökonomik verwenden die Begriffe Neoklassik und Neoliberalismus sogar weitestgehend synonym. Ob diese beiden Termini aber tatsächlich bedeutungsgleich sind steht keineswegs fest. Ein Indiz hierfür könnte man darin sehen, dass mehrere der prominentesten Vertreter der Neoklassik zugleich auch den Neoliberalismus mitbegründeten.

Als offizielle Geburtsstunde des Neoliberalismus gilt das Jahr 1938. Damals fand in Paris anlässlich der Veröffentlichung des Buches „The Good Society“ des Journalisten und Medienkritikers Walter Lippmann (1898-1974) ein Kolloquium statt, an dem 25 Ökonomen und Sozialwissenschaftler teilnahmen. Unter ihnen waren auch die Ökonomen Ludwig von Mises (1881-1973) und Friedrich August von Hayek (1899-1992). Zentrales Thema des Treffens war die Krise des Liberalismus, und die Frage, wie man ihm wieder zum Aufstieg verhelfen könne. Die Lösungsansätze bestanden in einer Mischung aus Revitalisierung und Revision der liberalen Idee. Im Zuge des Kolloquiums einigten sich die Teilnehmer auf die Marke ‚Neoliberalismus‘ als Selbstbezeichnung der Bewegung. Andere vorgeschlagene Selbstbezeichnungen waren ‚Positiver Liberalismus‘ und ‚Liberalismus von links‘. Wenn das Colloque Walter Lippmann die

¹⁷ Vgl. MARX, Karl: „Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band. Buch I: Der Produktionsprozess des Kapitals“, in: ENGELS, Friedrich und Karl MARX: *Werke*, Bd. 23 (1845-1846), hrsg. v. INSTITUT FÜR MARXISMUS-LLENINISMUS BEIM ZK DER SED, Berlin: Dietz 1962, S.54.

¹⁸ Siehe etwa: SUNTUM, Ulrich van: *Die unsichtbare Hand. Ökonomisches Denken gestern und heute*, 3. Aufl., Berlin/Heidelberg: Springer 2005, S. 53 f.

¹⁹ Siehe etwa: MARX: „Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band. Buch I: Der Produktionsprozess des Kapitals“, S. 49–51.

²⁰ Vgl. KOSLOWSKI: *Politik und Ökonomie bei Aristoteles*, S. 58 f.

Geburtsstunde des Neoliberalismus war, dann kann man das Gründungstreffen der Mont Pèlerin Society 1947 als seine Taufe bezeichnen. Thomas Biebricher, Politikwissenschaftler, Philosoph und Autor zahlreicher Publikationen über den Neoliberalismus, identifiziert die Auffassung, dass Sozialstaat, keynesianische Konjunkturpolitik und andere staatliche Interventionen in das Marktgeschehen unweigerlich zum Faschismus oder zum Kommunismus führen als das zentrale Ideologem des Neoliberalismus. Dies war etwa ein zentraler Punkt in von Hayeks Werk „Der Weg zur Knechtschaft“ und wurde für den Neoliberalismus insgesamt charakteristisch.²¹ Was den Neoliberalismus also ausmacht, ist die Idee eines *Dualismus* zwischen liberalen und illiberalen Kräften, und die Auffassung, dass einzig der Liberalismus zu einer ‚guten‘ Welt führen könne.²²

Es scheint evident, dass sich das neoliberale bzw. neoklassische Denken von Anfang an nicht darauf beschränkte, die Wirtschaft zu beobachten und zu beschreiben. Vielmehr setzten sich viele Vertreter dieser Schule für eine spezifische Art des Wirtschaftens und einen spezifischen institutionellen Rahmen ein. In den hier skizzierten Grundstrukturen des Neoliberalismus und in seiner Geistesgeschichte können wir eine Art außertheoretischen Überschuss erkennen, etwas, das man intuitiv als Ideologie bezeichnen möchte. Und in der Tat bezeichnen auch viele Denker den Neoliberalismus als Ideologie. (Siehe dazu die Kapitel 2.1 und 2.4) Einige gehen noch weiter, und stellen gleich die *gesamte* Wirtschaftswissenschaft unter den Generalverdacht der Ideologie. (Das tun sie meistens mit dem Argument, der Neoliberalismus dominiere das Fach derart, dass es eben keinen Unterschied zwischen dem Fach im Allgemeinen und dieser spezifischen Schule gebe.) Der Ideologievorwurf hat einiges für sich. Wie wir eben gesehen haben, vertreten Neoliberale in der Tat ein spezielles Weltbild, welches sie für das objektiv richtige halten – zumindest taten sie das in der Anfangsphase. Die Argumente, die sie dafür ins Feld führen sind angreifbar. Zugleich fällt auf, dass sich die Wirtschaftswissenschaft heute allem Anschein nach gar nicht mit der Frage auseinandersetzt, *welche* Wirtschaftsform die beste ist. Kapitalismuskritik scheint tabu zu sein. Zweifel am Prinzip der freien Marktwirtschaft sind, offenbar nicht salonfähig. Und das ist vielleicht ein noch stärkeres Indiz dafür, dass wir es mit einer Ideologie zu tun haben könnten. Entweder hat sich die Mainstream Ökonomik mit der Frage nach der besten Wirtschaftsform auseinandergesetzt und eine objektive Antwort gefunden; oder aber, die Frage wurde gar nicht gestellt, sondern ist von vorne herein beantwortet, wodurch die Dominanz der freien Marktwirtschaft ein Dogma wäre. Dogmen deuten jedoch stark auf das hin, was man in der Alltagssprache als Ideologie zu bezeichnen geneigt ist.

²¹ Vgl. BIEBRICHER: *Neoliberalismus. Zur Einführung*, S. 34.

²² Siehe: Ebd., S. 24–38.

Der Ideologievorwurf eignet sich wunderbar für eine Polemik gegen die sozialen, politischen und ökonomischen Verhältnisse unserer Zeit, insbesondere auch für eine Kritik der offenbaren Ohnmacht der demokratischen Institutionen gegenüber den Giganten der Industrie- und Finanzwirtschaft. Ebenso lässt sich dieser Vorwurf als Machtmittel in einem Paradigmenstreit verwenden. Doch wenn man den Ideologievorwurf instrumentalisiert, macht man aus ihm einen bloßen Gemeinplatz, und statt Wissenschaft hat man gute Kampf-Rhetorik geschaffen. Wenn wir den Vorwurf aber ernst nehmen, tun sich zwei große Probleme auf. Zuerst müssen wir ganz genau bestimmen, was Ideologie ist, und vor allem, was sie nicht ist. Logischer Weise sollte ebenso genau bestimmt werden, was Ökonomik ist. Die erste Aufgabe, die sich stellt ist eine theoretische. Hier gilt es, profunde Begriffsarbeit zu leisten. Die zweite Aufgabe ist eine empirisch-praktische. Denn die Ökonomik ist eine reale Entität mit Institutionen, Lehrbüchern und Personen, die sich klar zu ihr bekennen.²³ Hier gilt es also genau zu untersuchen, wie man überhaupt beurteilen kann, was den Korpus eines Faches ausmacht, und was nicht zu ihm gehört. Dabei handelt es sich um eine deskriptive Aufgabe. Die normative Frage dürfte von der Wissenschaftstheorie und der Methodologie der Ökonomik bereits entschieden sein. Ihre Beantwortung hilft uns aber nicht dabei, zu beurteilen, was die Ökonomik *faktisch* ausmacht. Erst wenn die beiden genannten Aufgaben bewältigt sind, ist es möglich, eine *wissenschaftliche* Kritik der Ökonomik zu verfassen. Die vorliegende Arbeit stellt den Versuch dar, die erste dieser beiden Aufgaben zu erledigen, und trägt aus diesem Grund auch den Untertitel „Erstes Prolegomenon zur Kritik der Ökonomik“.

Das Ergebnis des zweiten Prolegomenons wird notwendiger Weise weniger eindeutig ausfallen, da das untersuchte Realphänomen – die Ökonomik – eine organische Struktur aufweist, die immer wieder Veränderungen und Verschiebungen unterworfen ist, und dessen Grenze nicht scharf umrissen sein kann. Wenn wir aber in der Lage sind, einen Kern der Ökonomik auszumachen, und ihm eine Peripherie entgegen zu stellen, die keinen oder fast keinen Einfluss auf die Verfassung des Kernes hat, so ist bereits viel gewonnen. Denn damit wird es möglich, das Fach so zu untersuchen, *als wäre es eine Einheit*, obwohl es das als empirisches Datum unmöglich sein kann.

Die Unterscheidung zwischen heterodoxen und orthodoxen Wirtschaftstheorien erfreut sich in der Literatur bereits großer Beliebtheit.²⁴ Sie entspricht der Gliederung in Zentrum und Peripherie zu einem Teil. Allerdings hält der Verfasser des vorliegenden Werkes ein Kontinuum von Nähe und Ferne für eine bessere Möglichkeit, die ‚Realität‘ abzubilden, als das binäre Bild von akzeptierten

²³ Anm.: Was übrigens bei der Ideologie keineswegs der Fall ist. Es wird sich kaum jemand finden, der offen bekennt, ein Ideologe zu sein oder Ideologie zu machen. Ideologen sind immer die anderen.

²⁴ Siehe etwa: SCHLAUDT, Oliver: *Wirtschaft im Kontext*, hrsg. v. Vittorio KLOSTERMANN, Originalausgabe Aufl., Frankfurt am Main: Klostermann 2016 (Rote Reihe). Oder: HEILBRONER: *Die Denker der Wirtschaft. Ideen und Konzepte der großen Wirtschaftsphilosophen*.

und nicht akzeptierten Theorien.²⁵ Zudem erfolgt die Einteilung in Heterodoxie und Orthodoxie, nach Meinung des Autors momentan noch auf der Basis wohlinformierter Intuitionen. Der Verfasser erachtet diese Intuitionen oft für durchaus zutreffend. Es scheint wahrscheinlich, dass der Neoliberalismus *tatsächlich* als Zentrum der Ökonomik zu identifizieren ist. Dennoch ist der Autor davon überzeugt, dass empirische Belege erforderlich sind, um zu einer *wissenschaftlichen* Beurteilung dieser Frage gelangen zu können. Intuitionen, und seien sie noch so gut, reichen hier nicht aus.

Das, was sich im zweiten Prolegomenon als aktuelles und langfristig stabiles Zentrum der Ökonomik ausweisen lässt, ist dann in einer zukünftigen „Kritik der Ökonomik“ auf seinen ideologischen Gehalt zu untersuchen. Sollte sich dieser in der Tat aufweisen lassen, könnte man in der Folge mit Recht sagen, dass *die Ökonomik* (womit dann eben das identifizierbare und identifizierte Zentrum des Faches gemeint wäre) eine Ideologie bzw. ideologisch ist.²⁶

1.3 GRUNDLEGENDE UNTERSCHIEDUNGEN

Die Gliederung der Wirtschaftswissenschaft setzt der Autor als entweder allgemein bekannt oder als so leicht zugänglich voraus, dass an dieser Stelle darauf nicht eingegangen wird. Dennoch bleibt für die weiteren Ausführungen festzuhalten, auf welche Aspekte der Ökonomik besonderes Augenmerk gerichtet wird. Die klassische Teilung in Mikroökonomik und Makroökonomik scheint dem Verfasser für den Zweck dieser Untersuchung als wenig hilfreich, und auch die Unterscheidung zwischen Volkswirtschaftslehre und Betriebswirtschaftslehre ist hier nicht besonders wichtig. Denn erstens trifft der Ideologievorwurf das Fach zumeist als Ganzes, zweitens gibt es, selbst wenn man die Vorwürfe im Einzelnen betrachtet, doch keinen einzigen Teilbereich der Ökonomik, der nicht doch wiederum auf seine Weise mit eben dem Vorwurf konfrontiert wäre. Die einzige wirklich wesentliche Unterscheidung für die Ideologiedebatte scheint die zwischen theoretischer und empirischer Ökonomik zu sein. Oder besser gesagt: Viele derjenigen, die den Ideologievorwurf erheben, aber auch manche derer, die ihn global abzuwehren versuchen, vergessen die bloße Existenz eines Unterschiedes in den Herangehensweisen dieser beiden Teilgebiete der Ökonomik. (Wie wir in Kapitel 2.2 sehen werden, wird der Ökonomik unter anderem vorgeworfen, sie ignoriere empirische Sachverhalte zugunsten mathematischer Modelle.

²⁵ Anm.: Von der Existenz einer erkennbaren Realität geht der Autor aus. Er meint dafür in Poppers Lehre gute Gründe zu finden. Allerdings gibt er zu, dass es sich hier letztlich doch um eine Setzung handelt, und seine Annahme noch einmal gesondert zu begründen wäre.

²⁶ Anm.: Im Verlauf dieser Untersuchung zeigt der Autor die Unbrauchbarkeit des Begriffs Ideologie für unsere Frage. Mit dem qualitativen und dem quantitativen Ideologie-Modell (Siehe Kapitel 4.2) könnte man diesem Problem entgehen.

Dabei bleibt festzuhalten, dass eine Trennung zwischen Theorie und Praxis unumgänglich bleibt, so lange Immanuel Kants (1724-1804) Frage „Sind synthetische Sätze a priori möglich?“ nicht mit einem donnerhallenden ‚Ja‘ beantwortet werden kann.)

Eine weitere grundlegende Unterscheidung entlehnt der Autor Hans Albert, der immer wieder darauf pochte, dass *normative* und *deskriptive* Wissenschaft voneinander getrennt bleiben müssen, wenn eine Wissenschaft überhaupt noch als solche fortbestehen soll.²⁷ Die Wirtschaftswissenschaft beansprucht für sich aber in der Tat *sowohl* die normative als auch die deskriptive Position. Sie will einerseits zeigen, wie das Wirtschaften als Ergebnis des tatsächlichen Verhaltens der Menschen vor sich geht und zugleich will sie Gestaltungsempfehlungen geben und noch beraten, wie Menschen besser wirtschaften könnten. „Ein Sollzustand ist zu finden und es muss gezeigt werden, wie er erreicht werden kann.“, so formuliert es der Ökonom Klaus Spreman (geb. 1947) in seinem Einführungswerk „Wirtschaft und Finanzen“. Dass diese beiden Ziele einander im Weg stehen könnten, erwähnt er mit keinem Wort. Ganz im Gegenteil ist er sogar der Ansicht, dass sich das deskriptive und das normative Ziel „selbstverständlich“ gegenseitig stützen.²⁸ Weil sie sich ganz offensichtlich über die Trennung von normativer und deskriptiver Wissenschaft hinwegsetzt, erhärtet sich also der Verdacht, die Ökonomik könnte in der Tat ideologisch sein.

²⁷ Vgl. ALBERT, Hans: *Ökonomische Theorie als politische Ideologie. Das ökonomische Argument in der ordnungspolitischen Debatte*, 3. Aufl., Tübingen: Mohr Siebeck 2009, S. 3–6.

²⁸ SPREMAN: *Wirtschaft und Finanzen*, S. 30.

1.4 KRITIK ODER ANTI-ÖKONOMIK

Die Kritik an den Wirtschaftswissenschaften ist vielleicht genauso alt wie die Disziplin selbst. Aristoteles könnte uns in dieser Hinsicht als Epigone in beide Richtungen gelten. Zum einen ist er der Verfasser der ersten uns bekannten zusammenhängenden ökonomischen Theorie – wenn auch noch in einem sehr allgemeinen Sinn. Zum anderen ist er aber auch ein scharfer Kritiker des Strebens nach Profit um des Profites willen.²⁹ Doch Kritik ist nicht gleich Kritik. Wir können mindestens zwei verschiedene Arten unterscheiden, wie man die Ökonomik kritisieren kann, und, wie sie auch tatsächlich kritisiert wird. Zunächst gibt es eine Wendung der Methoden des Faches, die sich gegen den Mainstream richtet, und versucht, ein anderes Bild davon zu entwerfen, was Wirtschaften bedeutet, und wie dieses Phänomen zu bewerten ist. Diese Art des Denkens wird hier *kritische Ökonomik* genannt. Sie wird in der Regel von Ökonomen oder zumindest ökonomisch Gebildeten betrieben. Diese versuchen innerhalb der Grenzen ihres Faches den Diskurs zu erweitern und zu verändern. Eine weitere mögliche Bezeichnung für diesen kritischen Zugang zur Ökonomie könnte ‚Heterodoxie‘ sein, im Gegensatz zur etablierten Tradition, der Orthodoxie der Wirtschaftswissenschaften. Einen guten Überblick über verschiedene heterodoxe Ansätze bietet Oliver Schlaudt (geb. 1978), Dozent für Philosophie an der Universität Heidelberg in seiner 2016 erschienen Monographie „Wirtschaft im Kontext“. Er selbst nennt sein Buch eine ‚Lektüre‘ der Heterodoxie.³⁰

Dann gibt es kritische Ansätze, die die *Wirtschaftswissenschaft als Ganzes in Frage stellen*. Hier handelt es sich insbesondere um epistemologische Auseinandersetzungen über die Frage, ob die Ökonomik zurecht eine Wissenschaft sei, welche Methoden sie anzuwenden habe, und wo die Grenzen des Faches liegen. Es geht also darum, wovon die Ökonomik überhaupt sprechen kann, und worüber sie schweigen sollte, um eine Wissenschaft zu sein. Diese Art der Fundamentalkritik wird immer wieder als *Antiökonomik* bzw. *Antiökonomie* bezeichnet. Der australische Ökonom William Oliver Coleman (geb. 1959) prägte diesen Begriff in seinem Buch „Economics and Its Enemies“. Anti-Ökonom ist ihm zufolge, wer die Wirtschaftswissenschaften als ein Übel betrachtet, das es auszumerzen gelte.³¹ Dabei handelt es sich dennoch keineswegs um ein geschlossenes Gedankengebäude. Im Gegenteil: Anti-Ökonomik ist ein Bündel von Positionen, die sich einzig und allein dadurch gleichen, dass sie die Wirtschaftswissenschaften als *Ganzes* beanstanden. Viele dieser Positionen widersprechen einander sogar direkt. Beispielsweise wird die Ökonomik dafür

²⁹ Siehe etwa: ZIEGLER, Bernd: *Geschichte des ökonomischen Denkens: Paradigmenwechsel in der Volkswirtschaftslehre*, München: Oldenbourg 1998, S. 40.

³⁰ Vgl. SCHLAUDT: *Wirtschaft im Kontext*, S. 12.

³¹ Vgl. COLEMAN: *Economics and Its Enemies. Two Centuries of Anti-Economics*, S. 7.

kritisiert, dass sie versucht die Methoden der Naturwissenschaften zu nutzen, und dafür, dass sie diese nicht nutzt. Ebenso dafür, die Industrialisierung voranzutreiben und dafür, sie nicht voranzutreiben. Genau so gilt sie das eine Mal als nicht empirisch genug, das andere Mal als zu empirisch beziehungsweise zu un-scholastisch.³²

Coleman ordnet die Einwände gegen die Ökonomik in drei Gruppen.

I. Einwände gegen die Doktrin (*objections to doctrine*) besagen, dass ökonomische Theorien *wertlos* seien. Entweder, weil sie kein neues Wissen hervorbringen, oder, weil man mit ihnen nicht die Gesellschaft verbessern könne. Kritiken dieser Gruppe halten die Ökonomik nicht nur für fehlerhaft, sondern für *völlig falsch*.

II. Einwände gegen die Vorgehensweise (*objections to practice*) richten sich gegen die Art und Weise, wie Ökonomik *betrieben* wird. Dies kann eine Kritik an den Methoden der Wirtschaftswissenschaften sein, oder aber an deren genereller Erkenntnisfähigkeit, beziehungsweise deren Grenzen. So kann es heißen, Ökonomen überschätzten ihre Fähigkeiten, wenn sie meinen, mehr über Wirtschaft zu wissen als andere. Ein weiterer beliebter Einwand aus dieser Kategorie ist die Behauptung, die Wirtschaftswissenschaften wären systematisch voreingenommen, ideologisch oder tendenziös. Selbst wenn die Methoden der Ökonomik potentiell brauchbare Ergebnisse zeitigen könnten: Ökonomen suchen ihre Prämissen (bei theoretischen Erwägungen) oder ihre Beweise (bei empirischen Argumentationen) so aus, dass sie ihren tendenziösen Überzeugungen entsprechen. Anti-Ökonomen nehmen an, dass die Voreingenommenheit der Ökonomen politischer Natur ist. Überraschend dabei ist, dass Ökonomen bis zum letzten Teil des zwanzigsten Jahrhunderts als ‚zu links‘ galten.³³

III. Einwände gegen das Fach (*objections to subject*) behaupten, dass die Ökonomik zu Unrecht als eine eigenständige Disziplin gelte. Diese Einwände teilen sich in solche gegen den Umfang des Faches, und solche gegen seinen Wert als eigenständiges Fach.

Die Begrenzung einer Disziplin macht vor allem dann Sinn, wenn wir ihren Gegenstand verstehen können, ohne etwas zu wissen, das außerhalb der fachlichen Grenzen liegt. Nach Meinung der Kritiker könne man Märkte und Marktsysteme jedoch *nicht* ohne ein Verständnis für marktfremde Phänomene begreifen. Coleman setzt diese Aussage damit gleich, dass die Wirtschaft nicht ohne Kenntnis von etwas anderem als Wirtschaft verstanden werden könne. Dies argumentieren Anti-Ökonomen auf zwei Weisen: Entweder sagen sie, der Markt könne nicht *isoliert* von anderen Phänomenen verstanden werden, oder, der Markt sei auf andere Phänomene *reduzierbar*.³⁴

³² Vgl. Ebd., S. 11.

³³ Vgl. Ebd., S. 14.

³⁴ Vgl. Ebd., S. 15.

Einwände gegen den Wert der Wirtschaftswissenschaften als Disziplin bezeichnen das Wissen über Märkte und Marktsysteme als nicht wichtig. In verschiedenen Varianten kann dies heißen, dass ökonomische Betrachtungen von Haus aus unwichtig seien, dass sie nicht wichtig sein *sollten* oder, dass es nicht wichtig sei, wie die Wirtschaft funktioniere, sondern, wie sie funktionieren *sollte*.³⁵ Das Resultat von Colemans Analyse der Errungenschaften der Anti-Ökonomik ist vernichtend. Ihr Einfluss ist seines Erachtens nach gleich Null.³⁶ Ihre Kritik geht nicht nur ins Leere, vielmehr ist sie gar nicht ernst zu nehmen. Und genau darin läge das Problem. Seriöse Kritik besteht seiner Ansicht nach notwendiger Weise aus drei Schritten: Repräsentation, Untersuchung und Evaluierung des kritisierten Gegenstandes. Die Anti-Ökonomik versagt laut Coleman bei all diesen Schritten kläglich. Das heißt, Anti-Ökonomen *haben ein falsches Bild* davon, was Ökonomik ist, *untersuchen sie falsch* und *ziehen dann aus ihren Untersuchungen die falschen Schlüsse*. Doktrinen der Ökonomik und ihre Proponenten würden missverstanden. Eines dieser Missverständnisse ist nach Coleman die Behauptung, Ökonomen würden an den Markt *glauben*, in dem Sinne, dass sie ihn als normatives erstes Prinzip ansehen. Einen wirklichen Beweis, warum es sich hier um einen Trugschluss handeln soll bleibt Coleman aber schuldig.

Ein weiterer häufiger Einwand gegen die Ökonomik besteht in einer Kritik an den *Grundannahmen und Modellen* und in der Feststellung, dass diese falsch seien. Coleman ist aber der Meinung, dass auch das an der Sache vorbeigehe. Denn *alle* Modelle sind falsch, doch manche produzierten trotzdem gute Vorhersagen.³⁷ Coleman beruft sich hier auf Milton Friedmans (1912-2006) wissenschaftstheoretische Überlegungen. Die Genauigkeit von Vorhersagen ließen Antiökonomien aber als Werkzeug zur Evaluierung einer Theorie außer Acht. Und aus genau diesem Grunde meinen sie auch, es genüge, die *Grundannahmen* einer Theorie als falsch zu erweisen, um die gesamte Theorie zu widerlegen. Wie in Kapitel 2.5 eingehend gezeigt wird, reicht das aber in der Tat nicht aus, um gegen die vermeintliche Ideologie der Ökonomik zu siegen.

Was nun die *Untersuchung* der Wirtschaftswissenschaften angeht, widerlegt Coleman verschiedenste von ihm selbst als anti-ökonomisch bezeichnete Einwände. Doch neben anti-ökonomischen Untersuchungen, die seiner Meinung nach schlicht und ergreifend falsch seien, gibt es auch noch solche, die Coleman als geradezu idiotisch bezeichnet: Sie enthielten wilde Spekulationen, logisch falsche Schlüsse und naive Theorien. Das heißt aber nicht, dass er *alle* Einwände von anti-ökonomischer Seite grundsätzlich als Unsinn abtut. Coleman räumt ein, dass

³⁵ Vgl. Ebd., S. 12–16.

³⁶ Vgl. Ebd., S. 220.

³⁷ Vgl. Coleman: Economics and Its Enemies. Two Centuries of Anti-Economics, S. 225.

Anti-Ökonomen mit ihren Einwänden oft recht hätten, diese aber dennoch zurecht untergingen. Denn ihre *Argumente* wären einfach zu schlecht, zu verworren.

Und weiter:

„In their nihilism they overdid it; they refused the theorising of the Tradition that contained the elements that would articulate their intuitions [...]“³⁸

Er meint also, die Kritik an der Ökonomik müsse selbst im Rahmen der Ökonomik bleiben, wenn sie seriös sein wolle.³⁹

Einen noch viel tiefer liegenden Defekt entdeckt Coleman bei der *Evaluierung* der Ökonomik durch die Anti-Ökonomen. Sie übersehen nämlich, dass *jeder* Wert komparativer Natur ist, und jede Evaluierung daher im Vergleich eines Modells mit der *nächstbesten* Alternative besteht. Wenn die Anti-Ökonomen also dazu entschlossen sind, die Ökonomik negativ zu evaluieren, reicht es nicht aus, lediglich Defekte aufzuzeigen. Vielmehr müssten sie zeigen, dass die Ökonomik mehr solche Defekte hat als irgendeine Alternative.⁴⁰ Anders ausgedrückt: Ohne Vorschläge für eine Verbesserung ist die Kritik unzulässig. Dieses Argument ist aber nicht zulässig, selbst, wenn sie im Zusammenhang mit Milton Friedmans Methodologie verständlich ist. Diese ist aber nicht die einzige und unumstößlich richtige Methode, um zu wissenschaftlichen Erkenntnissen zu kommen. Daher ist niemand zum Schweigen verpflichtet, nur weil sie keine bessere Lösung vorweisen kann. Es ist eine Sache, etwas als falsch zu erkennen, und eine andere, zu wissen, wie es besser ginge. (Zudem ist es fraglich, ob überhaupt jemals jemand die *gesamte* Ökonomik zu diskreditieren versucht hat, und nicht nur manche ihrer Ideen, Überzeugungen und Schlüsse. Das ist aber Colemans Grundannahme, und sie sei ihm gestattet.)

Dieser argumentativen Schwäche zum Trotz ist sein Einwand insofern erhellend, als er aufzeigt, dass man die Ökonomik mit dem ihr entsprechenden Maß messen muss. Als Maßstab kann einmal das Absolute gelten, und einmal die möglichen Alternativen. Und je nachdem, welches Messinstrument eingesetzt wird, kann das Ergebnis unterschiedlich ausfallen. Geisteswissenschaftler sind es gewohnt, das Absolute, die Wahrheit, als Zollstock ihrer Bemühungen zu nehmen. In der Ökonomie geht es aber nicht *nur* darum, die Wahrheit zu finden, sondern auch um Entscheidungsgrundlagen für die Praxis. Vielleicht ist das auch der Grund, warum Ökonomen lieber eine Theorie verwenden, die offenkundiger Unsinn ist, aber doch brauchbare

³⁸ Ebd., S. 224.

³⁹ Anm.: Dem würde der Autor der vorliegenden Arbeit schon deshalb nicht zustimmen, weil die Ökonomik ihrerseits aus einer philosophischen Tradition stammt, aus dessen Rahmen sie sich weitestgehend entfernt hat – nicht unbedingt zu ihrem Vorteil.

⁴⁰ Vgl. COLEMAN: *Economics and Its Enemies. Two Centuries of Anti-Economics*, S. 225.

Vorhersagen liefert, als sich der völligen Ahnungslosigkeit hinzugeben. Im nächsten Abschnitt seines Werkes „Economics and Its Enemies“ widerspricht sich Coleman aber indirekt selbst. Denn dort behauptet er, die Ökonomik würde in Richtung *der Wahrheit* gravitieren. Betrachten wir aber zunächst seine Argumentation weiter. Dieser Punkt soll an einer anderen Stelle in diesem Kapitel noch einmal Beachtung finden. Nachdem Coleman nun also gezeigt hat, dass die Antiökonomien allgemein versagt haben, eine der Ökonomik adäquate Kritik zu äußern, fragt er sich, warum dies der Fall ist. Er führt drei Ursachen an.

I Als ersten Grund nennt er *Ignoranz*. Viele Antiökonomien kennen die wirtschaftswissenschaftliche Literatur gar nicht ausreichend, manche geben das sogar offen zu.⁴¹ Aus diesem Grund gelangen sie zu Schlussfolgerungen, die ihnen bei entsprechender Sachkenntnis selbst abstrus vorkämen. Aber Coleman gesteht selbst ein, dass der Vorwurf der Ignoranz nur für einen Teil der Antiökonomien gilt. Andere seien sehr gut informiert. Und über Marx, den Herkules der Antiökonomik, schreibt Coleman sogar, er habe mehr über politische Ökonomie gelesen als *irgendeiner* seiner Zeitgenossen.⁴²

II. Colemans zweites Argument richtet sich gegen den *Charakter* der Antiökonomien. Mit vielen Beispielen versucht er aufzuzeigen, dass diese einen besonderen Hang zur Geisteskrankheit gehabt hätten.

„The anti-economists of the nineteenth century cannot be said with great justice to be fundamentally ignorant. With more justice it could be said that they were mad.“⁴³

Zwar gibt er zu, dass auch die Ökonomen der großen Tradition nicht alle das Bild perfekter Gesundheit waren. Keynes und Mill hätten etwa beide einmal einen Nervenzusammenbruch erlitten.

„But whatever mental ill-health there is in economists there is no comparison to that among anti-economists.“⁴⁴

III. Das wahre Problem sieht Coleman in der *psychologischen* Wurzel der Antiökonomie.

„Anti-economics is not born of a perplexity. It is born of frustration, affront and humiliation. [...] From [these] is born anger and aggression. In this psychological context, anti-economics is not a set of beliefs

⁴¹ Vgl. COLEMAN: *Economics and Its Enemies. Two Centuries of Anti-Economics*, S. 226.

⁴² Vgl. Ebd., S. 227.

⁴³ Ebd., S. 228.

⁴⁴ COLEMAN: *Economics and Its Enemies. Two Centuries of Anti-Economics*, S. 230.

about economics [...] it is a matter of feeling, of anger. [...] Little wonder so much anti-economics is feeble criticism, it is not really criticism at all. “⁴⁵

Zwar relativiert er auch diesen Angriff, indem er einräumt, dass Aggression Logik nicht ausschlieÙe, und, dass nicht alle Antiökonomien sich durch Aggression auszeichnen. Dennoch bleibt er bei seiner Meinung. Zu den von Coleman ohnehin schon konzidierten Einwänden gegen seine Argumente kommt noch, dass er hier allzu offensichtlich versucht den Gegner lächerlich zu machen. Das Bild das er damit zeichnen will ist: ‚Wer die Ökonomik als ein Übel betrachtet ist ahnungslos, geisteskrank und von seinen ungerechtfertigten Aggressionen getrieben. Solche Leute kann man nicht ernst nehmen.‘ Das ist gute Rhetorik, aber keine gültige Argumentation.

Das Ergebnis von Colemans Untersuchung lässt sich so zusammenfassen: Die Anti-Ökonomen haben versucht zu beweisen, dass die Wirtschaftswissenschaft ein Übel ist. Der gemeinsame Grund, den sie dafür angeben, ist, dass die Ökonomik dem Markt gegenüber wohlgesonnen ist.⁴⁶ Aber der Markt ist eben kein Übel, und eine illiberale Ökonomik, die auf dieser Überzeugung fuÙt, muss scheitern. Denn niemand wird je beweisen können, dass der Markt ein Übel sei, genauso wenig, wie jemals jemand beweisen können wird, dass Brot Gift sei.⁴⁷ Aber Coleman macht sich weder die Mühe, selbst zu argumentieren *warum* der Markt kein Übel ist, noch verweist er auf etwaige Argumente anderer Autoren. Hier genügt ihm die schlichte Behauptung. Und diese naturalisiert er obendrein, indem er fundamentale Kritik am Markt mit dem wahnwitzigen Gedanken, Brot sei Gift in einem Atemzug nennt, und damit die Assoziation herstellt, wer das eine sage, meine zugleich auch das andere. Auch hier gilt das Urteil: Das ist gute Rhetorik, aber kein gültiges Argument.

Selbst liberale Anti-Ökonomik muss laut Coleman scheitern. Liberal bedeutet hier, dem Markt gegenüber positiv bzw. unkritisch gesinnt zu sein. Die Strategie dieser Art von Kritik ist üblicherweise, zu zeigen, dass die Ökonomik ein Übel sei, weil sie nicht dazu in der Lage wäre, die Vorgänge am Markt adäquat zu beschreiben. Selbst wenn das stimmen sollte, macht es Coleman nicht viel aus. Da sich die Wissenschaft beständig weiterentwickelt, werden seiner Meinung nach mit der Zeit bessere Theorien auftauchen. Dennoch werden diese Theorien niemals zeigen, dass Maximierung, Wettbewerb, Allokations-Effizienz und Marktgleichgewicht *keine* wichtigen Teile des Markt-Systems seien.

Während er die Antiökonomik ein für alle Mal für gescheitert erklärt, betont Coleman zugleich die Wichtigkeit von ‚guter‘ Kritik für die Wirtschaftswissenschaft. Es scheint ihm, als hätte die

⁴⁵ Ebd., S. 230 f.

⁴⁶ Vgl. Ebd., S. 232.

⁴⁷ Vgl. Ebd.

Disziplin diese bereits öfter bekommen. Dies zeigt sich für ihn in der Tendenz der großen Tradition, kritische Positionen zu integrieren. Integration hält er für ein Anzeichen rationaler Kritik, denn „Truth is one, but falsehood is many.“⁴⁸ Anders ausgedrückt gebe es also nur eine einzige Wahrheit, und wenn die Mission die Suche nach ihr ist, müssen kritische Stimmen, die auf diese Wahrheit hinweisen notwendiger Weise Aufnahme finden. Neben den offensichtlichen Einwänden von poststrukturalistischer Seite gegen den Begriff Wahrheit und insbesondere gegen die durchaus gefährliche Annahme, es gäbe nur eine einzige, hat dieses Argument aber noch ein viel schwerwiegenderes Problem: Durch die Hintertür lädt Coleman exakt jenes Kriterium wieder ein, das er zuvor unter Schimpf und Schande hinausgejagt hat: Die Wahrheit. Wie wir uns erinnern, verlangte er von den Antiökonomern, dass sie, wenn sie die Leistungen der Wirtschaftswissenschaft evaluieren, mehr tun, als bloß die Unwahrheit bzw. Unrichtigkeit einer Theorie oder eines Modells zu zeigen; denn es zähle ja nur der prognostische Wert einer Theorie verglichen mit einer möglichen *Alternative*. Das war ein legitimes Argument. Man kann Wahrheit als Kriterium der Wissenschaftlichkeit durchaus verwerfen. (Auch Karl Popper (1902-1994) tat das.) Genauso gut kann man sie als das Maß aller Dinge ansehen. Man kann aber nicht beides zugleich tun. Zumindest nicht, ohne sich den Vorwurf der Inkonsequenz gefallen lassen zu müssen.

Letztlich muss Coleman aber zu Gute gehalten werden, dass er betont, wie wichtig gute, rationale Kritik für die Wirtschaftswissenschaft ist. Er meint damit Kritik, die über das hinausgeht, was Ökonomen normalerweise betreiben. Die gängige Praxis nennt er ‚constructor criticism‘: eine Kritik, der es darum geht, wie geschickt jemand Algorithmen oder andere mathematische Operationen für den jeweiligen Zweck eingesetzt hat. Kritik, die diese Ebene überschreitet impliziert keine Feindschaft zwischen dem Gegenstand und dem Kritiker.⁴⁹ Im Gegenteil kann sie das kritisierte Fach erweitern und befruchten. In diesem Falle geht der Autor dieser Arbeit mit Colemans Meinung konform. Eingedenk dieses konstruktiven Anliegens werden im folgenden Kapitel die häufigsten Einwände gegen die Ökonomik vorgestellt und überprüft.

⁴⁸ Ebd., S. 232.

⁴⁹ Vgl. COLEMAN: *Economics and Its Enemies. Two Centuries of Anti-Economics*, S. 235.

2 Kritik der Kritik

Schon aus den einführenden Überlegungen wird deutlich, dass es ein sehr komplexes Vorhaben ist, den ideologischen Gehalt der Ökonomik zu bestimmen. Selbst den Inhalt der Wirtschaftswissenschaft können wir hier nicht so genau bestimmen, wie es die starken Beweisansprüche der Philosophie fordern. Ein *pragmatisches* Verständnis für den Untersuchungsgegenstand wurde im vorangegangenen Abschnitt jedoch erreicht, und das soll uns vorerst genügen.

In diesem Kapitel werden sieben wichtige Einwände gegen die Ökonomik dargestellt und auf ihre Stichhaltigkeit untersucht. Die Auswahl der vorgestellten kritischen Positionen erfolgte erstens aufgrund ihrer Häufigkeit in der Literatur und zweitens wegen ihrer *scheinbaren* Überzeugungskraft. Zudem stehen alle vorgestellten Fundamentalkritiken im Zusammenhang mit dem, was *gemeint* sein könnte, wenn wir sagen „Die Ökonomik ist ideologisch.“ Wie berechtigt sind diese Einwände also?

2.1 IDEOLOGIE

Der Ideologievorwurf wird oft ganz direkt vorgebracht. Er erfährt seit längerem auch außerhalb der akademischen Welt Beachtung. So veröffentlichte die Tageszeitung „Die Zeit“ erst unlängst ein Interview mit dem deutschen Ökonomen und Statistiker Thomas Kuczynski, einem in der DDR aufgewachsenen Ökonomen. Kuczynski selbst beschäftigt sich intensiv mit Marx Denken. Im Interview mit der „Zeit“ nennt er den größten Fehler des Marxismus:

„Im Moment, als das Marxsche Denken in eine Ideologie verwandelt wurde, ist es versteinert. [...] Das trifft auch auf die heutige Mainstream-Ökonomie zu.“⁵⁰

Noch deutlicher wird der aus Korea stammende Ha-Joon Chang, (geb. 1963) Reader an der Universität Cambridge. In der Einführung zu seinem Bestseller „23 Lügen die sie uns über den Kapitalismus erzählen“ schreibt er über die globale Finanzkrise von 2008. Diese sei von der *Ideologie* des freien Marktes ausgelöst worden – also vom Neoliberalismus und seinen Vertretern. Denn die „von den Ideologen des freien Marktes kolportierten »Wahrheiten« [basieren] auf

⁵⁰ FINGER, Evelyn und Lisa NIENHAUS: „*Ich fürchte die Revolution nicht*“, in: *Zeit* 17/ 2018 (2018). Online unter: <https://www.zeit.de/2018/17/thomas-kuczynski-sozialismus-karl-marx> (Zugriff am 24.4.2018).

bequemen Annahmen und bornierten Fantasien.“⁵¹ Diese will er überwinden, und so aufzeigen, wie die Welt wirklich funktioniert.⁵²

Aber was genau meinen diese und viele andere Forscher, wenn sie die Wirtschaftswissenschaft, ihren Kanon oder die vorherrschenden Schulen als ideologisch bezeichnen? Einen ersten Anhaltspunkt dafür finden wir in Don Ross Aufsatz „Economic Theory, Anti Economics and Political Ideology“. Dort analysiert er die Ideologiedebatte und schlägt einen Lösungsweg vor. Ideologien zeichnen sich seiner Meinung nach dadurch aus, dass sie Kausalbeziehungen im politischen, sozialen und ökonomischen Bereich vereinfachen, die normalerweise eine Basis in wissenschaftlichen Arbeiten haben – oft mit beachtlichen Verzerrungen. Die wichtigste Funktion von Ideologien ist nicht das Erklären, Vorhersagen oder Verstehen. Vielmehr geht es um die Koordinierung von Meinungen mittels normativ aufgeladener Konzepte wie ‚Freiheit‘ oder ‚Gerechtigkeit‘, welche die akademische Welt für grundsätzlich fragwürdig erachtet.⁵³

Ross bezieht sich hier auf Michael Freedon (geb. 1944), einen der führenden Ideologie-Forscher der Welt. Ideologien sind für Freedon keine starren Glaubenssysteme, sondern er betrachtet sie als *semantische* Systeme, die *Bedeutungen* generieren. Jede Ideologie hat sowohl Kernkonzepte (d.h. solche von höchster Wichtigkeit, beispielsweise Klassenkonflikt im Marxismus oder Freiheit im Liberalismus) als auch periphere (oder sekundäre) Konzepte. Diese können im Laufe der Zeit an Wichtigkeit gewinnen oder verlieren, genauso wie sie neu entstehen, von anderen Ideologien übernommen oder ganz außer Gebrauch geraten können. Und so können verschiedene Ideologien dem selben Begriff ganz unterschiedliche Bedeutungen zuschreiben. Und genau darum geht es: Ideologien schreiben an und für sich mehrdeutigen Begriffen eine *einzig*e und *definitive* Bedeutung zu.⁵⁴ Freedon beschreibt das sehr eingänglich:

„In parallel to philosophers and logicians, most linguists would challenge the attribution of a one-to-one relationship between signifier and signified. A word may be related to many meanings and to changing meanings. Ideologies, however, display precisely the converse features. They aim at cementing the word-concept relationship. [...] In concrete terms, an ideology will link together a particular conception

⁵¹ CHANG, Ha-joon und Henning DEDEKIND: *23 Lügen, die sie uns über den Kapitalismus erzählen*, 2. Aufl., München: Goldmann 2012 (Goldmann 15728), S. 13 f.

⁵² Vgl. Ebd., S. 11–18.

⁵³ Vgl. ROSS, Don: „*Economic Theory, Anti-Economics, And Political Ideology*“, in: MÄKI, Uskali: *Philos. Econ.*, Bd. 13, Oxford [u.a.]: North Holland 2012 (Handbook of the philosophy of science), S. 241–286, hier S. 244.

⁵⁴ Vgl. FREEDON, Michael: *Ideologies and Political Theory. A Conceptual Approach*, Oxford [u.a.]: Oxford University Press 1996, S. 75–82.

of human nature, a particular conception of social structure, of justice, of liberty, of authority, etc. ‘This is what liberty means, and that is what justice means’, it asserts.’⁵⁵

Ross Ideologiebegriff bleibt im Gegensatz zu Freedens Ausführungen schwammig. Und obwohl er sich auf Freedom bezieht, ignoriert er die semantische Komponente weitestgehend. Dass die Wirtschaftswissenschaft eine Ideologie sein *könnte*, schließt er von vorneherein als absurd aus, ohne wirksame Argumente dagegen anzuführen. Dennoch sind seine Überlegungen für uns brauchbar. Vielleicht sogar genau deswegen. Denn gerade Ross, der ja der Meinung ist, der Ideologievorwurf bestehe völlig zu Unrecht, bezeichnet Ökonomik und Ideologie als Geschwister.

„[...] Economics and ideology closely share their history and developed under one another’s profound influence. [...] [T]he modern idea of secular ideology is exactly as old as political economy/ economics and arose in response to the same historical contingency: the rise of mass markets based on specialization and on institutions for concentrating capital so as to efficiently allocate risk.“⁵⁶

Ross folgt dieser Argumentation weiter. Er meint, dominante ökonomische Paradigmen und ideologische Einstellungen hätten einander im Laufe des zwanzigsten Jahrhunderts wechselseitig beeinflusst. Sie seien eng in einen Tanz verschlungen, bei dem nicht klar sei, wer führt, und wer folgt. Und während diese wechselseitige Beeinflussung auch zwischen der Populärwissenschaft und allen wissenschaftlichen Disziplinen stattfinde, so sei das *Ausmaß*, in dem sich Ökonomik und Ideologie gegenseitig beeinflussen doch qualitativ einzigartig.

„No discipline is remotely as significant to ideological shifts as economics; and [...] no discipline conducts its business under the relentless ideological scrutiny and pressure that economics does.“⁵⁷

Den Grund hierfür sieht Ross in der fundamentalen *Artverwandtschaft* von Ökonomik und Ideologie: Die Ökonomik ist die Disziplin, die unmittelbar mit der sozialen Verteilung von *Ressourcen* befasst ist, und Ideologien sind in erster Linie Instrumente, mit denen Menschen Normen zur Regulierung von Ressourcenflüssen vereinbaren.⁵⁸

Es ist allerdings befremdlich, dass Ross sich zuvor die – höchst notwendige – Arbeit machte, zu definieren, was er mit Ideologie meint, jedoch nur, um dann erst recht einen völlig aus der Luft gegriffenen Ideologiebegriff zu verwenden. Freedom erwähnt nämlich keineswegs, dass Ideologien dafür da wären, Ressourcen zu verteilen. Er sagt, sie dienen dazu, *Bedeutungen* hervorzubringen.

⁵⁵ Ebd., S. 76.

⁵⁶ ROSS: „*Economic Theory, Anti-Economics, And Political Ideology*“, S. 244.

⁵⁷ Ebd., S. 246 f.

⁵⁸ Vgl. Ebd., S. 247.

Woher diese plötzliche Wendung zu Ressourcen kommt, ist nicht nachvollziehbar. Ein Verweis fehlt. Und um ein eigenständiges Argument handelt es sich nicht, denn ein Argument erfordert eine Begründung.

In Kapitel 3 werden in dieser Arbeit verschiedene aktuelle Ideologiebegriffe vorgestellt und kritisch beleuchtet. Doch keine der vom Verfasser sehr sorgfältig ausgewählten und möglichst umfassend dargestellten Denkströmungen enthält als *wesentliches* Kriterium, dass Ideologien die Verteilung von Ressourcen regeln würden. Einzig in dem diskursanalytischen Aufsatz „Discourse Analysis as Ideology Analysis“ des niederländischen Sprachwissenschaftlers und Rassismusforschers Teun van Dijk (geb. 1943) findet sich ein *kleiner* Hinweis darauf, dass *eine* der Funktionen von Ideologien *auch* darin bestehe, die Verteilung von Ressourcen zu beeinflussen. Nach van Dijks Auffassung sind Ideologien Bezugssysteme sozialer Kognition mit spezifischen internen Strukturen und spezifischen kognitiven und sozialen Funktionen.⁵⁹ Ressourcen zu schützen, oder aber, Zugang zu ihnen zu erkämpfen, zählt van Dijk zu den genannten sozialen Funktionen von Ideologien.

„In sum, the social functions of ideologies are, among others, to allow members of a group to organize (admission to) their group, coordinate their social actions and goals, to protect their (privileged) resources, or, conversely, to gain access to such resources in the case of dissident or oppositional groups.“⁶⁰

Doch neben dieser kurzen Erwähnung beschäftigt sich van Dijk in seinem Artikel nicht weiter mit der Funktion von Ideologien in Bezug auf Ressourcen. Zusätzlich müssen wir beachten, dass er keineswegs davon spricht, dass Ideologien *in erster Linie* dazu dienen, ‚Normen zur Regulierung von Ressourcenflüssen zu vereinbaren‘ – er spricht noch nicht einmal von Normen. Van Dijk sagt lediglich, dass Ideologien *unter anderem* auch den Zugang zu Ressourcen zu regeln. Das ist beim besten Willen die *stärkste* Unterstützung für Ross Behauptung, Ideologien seien Ressourcenverteilungsapparate, die der Verfasser dieser Arbeit in der Literatur finden konnte. Und selbst van Dijks Überlegungen widerlegen Ross Position eher, als sie zu stärken. Diese Schwachstelle in seiner Argumentation dürfte nun offensichtlich sein. Nehmen wir an, dass es sich dabei um einen Schlampigkeitsfehler und nicht um absichtlichen Obskurantismus handelt.

Trotzdem meint Ross, den Ideologievorwurf gegen die Ökonomik zurückweisen zu können. Denn eine ganze Menge wirtschaftswissenschaftlicher Arbeiten befasse sich gar nicht mit Märkten. Er

⁵⁹ Vgl. DIJK, Teun A. VAN: „Discourse Analysis as Ideology Analysis“, in: SCHÄFFNER, Christina und Anita WENDEN (Hrsg.): *Lang. Peace*, Aldershot e.a.: Dartmouth 1995, S. 17–33, hier S. 21.

⁶⁰ Ebd., S. 19.

definiert Ökonomik hier nun als die Wissenschaft, die relative Effizienz in Anbetracht von Knappheit studiert. Daher fallen viele Studien, die nichts mit Märkten zu tun haben dennoch in den Aufgabenbereich der Wirtschaftswissenschaft. Etwa, wenn man untersucht, wie Robinson Crusoe seine Arbeitszeit auf die Herstellung einer Angel und den Anbau von Brotfrucht aufteilt. Ebenso gehören Spiele, Nahrung suchende Bären oder Investitionsentscheidungen von NGOs zu den Untersuchungsgegenständen der Ökonomik. Das heißt also – so Ross weiter – es könnte eine wissenschaftliche Ökonomik geben, selbst, wenn alles, was Ökonomen je über Märkte gesagt haben ideologisch motiviert wäre.

Doch völlig zurecht hat er die oben genannte, marktfremde Definition der Wirtschaftswissenschaft nicht erwähnt, als er seine anfängliche Begriffsarbeit leistete. Denn Ross erkennt, dass die Ökonomik als eigenständige Disziplin gar nicht *denkbar* wäre ohne ihre lange Tradition im Studium der Märkte. Und seine Beispiele für ökonomische Forschung jenseits des Marktes würden sich ohne diese Tradition als einfache Optimierungsprobleme darstellen. Es gäbe dann gar keinen Anlass, Crusoes Verhalten als ein spezifisch ökonomisches zu betrachten.

„If we were not studying Crusoe in preparation for embedding him in social processes – specifically markets – [...] we would have no reason not to treat his parametric optimization as just another dimension of his psychology.“⁶¹

Ross Fokus liegt darauf, dass die Ökonomik wegen der großen Wichtigkeit, die Märkte für das Fach haben, in ihrer Verteidigung gegen Einwände von antiökonomischer Seite zeigen muss, dass ihre Marktorientierung zurecht besteht. Doch ganz nebenbei zeigt er mit großer Deutlichkeit, wie sehr für ihn *Wirtschaften* und *Wirtschaften im Markt* identisch sind. Insbesondere das letzte Zitat über Robinson Crusoe macht das klar. Im Fall von Crusoe untersucht die Wirtschaftswissenschaft einen Sachverhalt außerhalb des Marktes. Sie untersucht diesen aber so, *als ob* er im Markt stattfinden würde, oder in Vorbereitung darauf, ihn in den Markt einzubetten – völlig egal, ob das jemals der Fall sein wird. Gemeinsam mit den anderen Stellen, auf die der Verfasser der vorliegenden Arbeit hingewiesen hat, in denen Ross Wirtschaft und Markt gleichsetzt, können wir in dieser Art, über Ökonomik zu sprechen einen Hinweis darauf sehen, dass es einen blinden Fleck geben könnte, der an einer ganz anderen Stelle liegt, als dort, wo die meisten ihn suchen. Vielleicht ist die Wirtschaftswissenschaft wirklich nicht dazu in der Lage, mehr zu sehen, als eine ‚ungeheure Warensammlung‘.

⁶¹ ROSS: „*Economic Theory, Anti-Economics, And Political Ideology*“, S. 256.

Ein typisches Beispiel für den Ideologievorwurf an die Ökonomik ist der Artikel „Economics as Ideology and the Need for Pluralism“ des Umweltökonom Peter Söderbaum (geb. 1937).⁶² Zunächst behauptet Söderbaum, die Wirtschaftswissenschaft sei von neoklassischen Ideen dominiert. Diese Schiefelage meint er insbesondere in der Lehre ausmachen zu können.

„Mainstream neoclassical economics – and no other economics – is taught at university departments of economics and at business schools in all parts of the world.“⁶³

Nachdem das Übergewicht der neoklassischen Theorie identifiziert zu haben meint, bezeichnet er dieses als *ideologisch*. Er meint damit nicht etwa, dass *nur* die neoklassische Theorie ideologisch wäre, oder, dass sie es in einem besonders hohen Grad wäre. Vielmehr geht es ihm darum, dass eine wertfreie, neutrale Wirtschaftswissenschaft gar nicht möglich ist. Er bezieht sich dabei auf Gunnar Myrdals wissenschaftstheoretische Überlegungen. Er meint, dass die Entscheidungen von Wissenschaftlern, ein gewisses Problem zu untersuchen, eine bestimmte Theorie oder Methode anzuwenden oder ihre Ergebnisse auf eine gewisse Weise zu präsentieren sind immer auch von Werthaltungen geprägt. Wissenschaftliche Kriterien spielten zwar eine Rolle, aber die ideologische Orientierung des Forschers sei ebenso bedeutsam.⁶⁴

Söderbaum setzt dann sogar dazu an, seinen Ideologiebegriff zu definieren, ist dabei aber so vage, dass letztlich nichts damit anzufangen ist. Es bleibt bei schwammigen Aussagen. Etablierte politische Ideologien wie Liberalismus oder Sozialismus inkludiert er explizit in seine Auffassung. Zusätzlich definiert er sogenannte *Issue-Related Ideologies*. Letztlich weicht er den Ideologiebegriff damit so auf, dass daraus die ‚ideologische Orientierung‘ wird. Die ist aber nichts Anderes mehr als eine vage Handlungs- und Entscheidungsrichtlinie von Individuen. Und jemanden nur, weil er Prinzipien hat, als ideologisch zu bezeichnen, ist dann doch etwas weit hergeholt.

In seiner weiteren Argumentation macht Söderbaum sich dafür stark, dass die Ökonomik auch heterodoxe Paradigmen aufnehmen müsse, denn dann wäre die ‚ideologische Diversität‘ in einer demokratischen Gesellschaft besser wiedergegeben. Zudem seien verschiedene ökonomische Ansätze für verschiedene Zwecke unterschiedlich gut geeignet, weshalb ebenfalls Vielfalt bei den Paradigmen herrschen müsse.

In Wahrheit geht es in dem Text überhaupt nicht mehr um Ideologie. Es handelt sich einfach um einen Paradigmenstreit. Söderbaum macht sich für den institutionenökonomischen Ansatz stark,

⁶² Siehe: SÖDERBAUM, Peter: „Economics as Ideology and the Need for Pluralism“, in: SÖDERBAUM, Peter (Hrsg.): *Guide Whats Wrong Econ.*, 1. Aufl., London: Anthem Press 2005 (Anthem studies in political economy and globalization).

⁶³ Ebd., S. 158.

⁶⁴ Vgl. Ebd., S. 158 f.

und betont dessen Vorteile gegenüber der Neoklassik. Die Defizite der neoklassischen Theorie werden als ‚ideologisch‘ dargestellt. Damit ist aber nur gemeint, dass die Neoklassik von bestimmten Definitionen dafür ausgeht und bestimmt, was zum Beispiel ein Wert ist, oder was ein ökonomischer Akteur ist. Das genügt nicht, um sie als ideologisch zu entlarven. Und selbst wenn es genügen würde, wäre der Versuch zum Scheitern verurteilt, weil Söderbaum aus dem Wort Ideologie etwas macht, das einfach nur Perspektive heißen müsste, oder vielleicht noch individuelle Werthaltung. Er sagt sogar selbst, dass an Werthaltungen grundsätzlich nichts Verwerfliches zu finden ist. Das heißt aber, dass er seinen Vorwurf nicht nur unmöglich macht, sondern ihm sogar selbst den Stachel zieht. Die Absurdität erreicht ihre Spitze, wenn er fordert, dass die Entscheidung darüber, welche Paradigmen Teil eines Faches sein sollen, einfach dahingehend getroffen werden solle, dass ohnehin jeder Ansatz von einer willkürlichen Werthaltung ausgehe, und es daher das Beste wäre, *alle* zu Wort kommen zu lassen, weil es das ‚Demokratischste‘ sei.

Letztlich gibt Söderbaum sogar zu, dass er einfach nur verzweifelt versucht, gegen die Hegemonie der Neoklassik anzukämpfen; nicht, weil er die sachlich besseren Gründe hätte, sondern, weil er sie nicht mag. So gibt er zu verstehen:

„We do not like the ideology of neoclassical economics and tend to regard the monopoly position of this specific ideology as an essential part of the problems faced in modern society.“⁶⁵

Während Don Ross versucht, einen Überblick über die Ideologiedebatte zu schaffen, und einen Weg aus ihr zu finden, schreibt Peter Söderbaum gegen neoklassische Wirtschaftstheorien an. Dennoch sind beide Texte typisch für die Ideologiedebatte. Der Ideologiebegriff ist vollkommen erratisch – sowohl bei Söderbaum als auch bei Ross. (Dasselbe Problem wird in dieser Arbeit später auch bei Hans Alberts Untersuchung „Ökonomische Theorie als politische Ideologie“ noch einmal aufgezeigt. – siehe Kapitel 3.1.4) Bei Söderbaum ist das vielleicht auf die Spitze getrieben. Doch auch Ross Versuch, Ideologie zu definieren, scheitert. Mehr noch, ignoriert Ross wie wir gesehen haben seine eigene Begriffsarbeit und führt stattdessen eine willkürliche Vorstellung von Ideologie als Ressourcenverteilungsmaschinerie ein, deren Ursprung unklar bleibt.

Das grundlegende Problem ist also, dass alle aneinander vorbeireden. Teilnehmer an der Ideologiedebatte verwenden einen Terminus, der hinreichend geklärt zu sein scheint, und sagen dann ‚Ökonomik ist ideologisch!‘ oder ‚Ökonomik ist nicht ideologisch!‘ Doch ohne einen gemeinsamen und funktionierenden Ideologiebegriff, der auch einen klar umrissenen Kriterienkatalog enthält, ist die Debatte das geisteswissenschaftliche Pendant einer Division durch

⁶⁵ Ebd., S. 165.

Null. Entweder muss man klären, was Ideologie bedeutet, oder, man muss aufhören, davon zu sprechen.

2.2 MATHEMATISMUS

Wenn wir mit einem Physiker sprechen, dann wird er früher oder später sagen, dass alles auf der Welt im Grunde Physik sei. Genau so wird eine Chemikerin sagen, *alles* sei Chemie. In einem ähnlichen Sinne herrscht innerhalb der Wirtschaftswissenschaft die Auffassung, dass zwar nicht alles Mathematik sei, aber Mathematik alles wäre. Diese Einstellung beinhaltet die Auffassung, dass alles, was nicht entweder abstraktes Schließen über Menge und Zahl, oder experimentelles Schließen beinhaltet, als Sophisterei und Illusion den Flammen übergeben werden sollte.⁶⁶ Einfacher ausgedrückt heißt das, über alles, worüber man nicht in mathematischer Weise sprechen kann, muss man in der Ökonomik schweigen. Diese Hegemonie der Mathematik oder auch der Hang zur *Übermathematisierung* in der Wirtschaftswissenschaft wird schon seit langem kritisiert. Eine der seriösesten Stimmen in diesem Diskurs gehört dem amerikanischen Ökonomen und Wirtschaftshistoriker Philip Mirowski (geb. 1951). Er setzt sich in seiner Arbeit intensiv mit der Geschichte der Wirtschaftstheorie auseinander, insbesondere mit der Neoklassik. Die Argumente, die er in seinem Artikel „The Unreasonable Efficacy of Mathematics in Modern Economics“ anführt, sprechen dafür, dass zumindest *dieser* Einwand gegen die Ökonomik in der Tat stichhaltig ist.

Die Mathematik begann ihre Karriere in der Wirtschaftswissenschaft in einer untergeordneten Stellung. Doch ab den 1930er Jahren mathematisierte sich die Ökonomik zunehmend. Diese Entwicklung steht in einem zeitlichen Zusammenhang mit dem Aufstieg der Neoklassik zum herrschenden Paradigma. Immer mehr wurde die ökonomische Theorie als eine Form von Mathematik verstanden. Nach dem Fall des Ostblocks ergriff die Neoklassik die Weltherrschaft, wie Mirowski es ausdrückt. Seither gelten Mathematik und Ökonomik selbstverständlich als nicht nur zusammengehörig, sondern als beinahe identisch. Ob zurecht oder nicht, wurde innerhalb der Disziplin lange Zeit nicht einmal mehr ernsthaft diskutiert.

Ludwig von Mises war etwa der Meinung, es handle sich bei der Ökonomik um eine apriorische Wissenschaft, die mit Logik und Mathematik auf einer Stufe stehe. Allerdings haben einige *Mathematiker* ihre tiefe Skepsis gegenüber der Standardpraxis in der Ökonomik zum Ausdruck gebracht.

⁶⁶ Siehe etwa: BACKHOUSE, Roger E.: „*The Rise and Fall of Popper and Lakatos in Economics*“, in: MÄKI, Uskali: *Philos. Econ.*, Bd. 13, Oxford [u.a.]: North Holland 2012 (Handbook of the philosophy of science).

„Their indictments range from technical criticisms of sloppy practices in the use of set theory and ignorance of the theory of foliations [...] to misrepresenting the technical mathematical concept of »complexity« [...], to the tendency to »dress scientific brilliancies and scientific absurdities alike in the impressive uniform of formulae and theorems.«⁶⁷

Dennoch meinen die meisten Ökonomen, dass ihre Forschungsergebnisse mathematisch ausgerückt werden *müssen*. Mirowski identifiziert zwei Argumente, mit denen sie diesen ‚generischen Imperativ zur Mathematik‘ verteidigen. I. Das erste Argument lautet, die Wirtschaft selbst diktiert ihre Mathematisierung, da sie von Natur aus – also ontologisch – quantitativ verfasst sei. II. Das zweite Argument besagt, dass die Mathematik lediglich eine exaktere, sozusagen privilegierte Sprache sei. Wenn man sie verwendet, könne dies also nur vorteilhaften Einfluss auf die Forschung haben.

Diese beiden Argumente wurden im Laufe des 20. Jahrhunderts wiederholt verwendet, oft auch in vermischter Form. Doch wie Mirowski deutlich aufzeigt, ist keines der Argumente stichhaltig.

I. Dem *ontologischen Argument* gewährt Mirowski noch eine schwache Gültigkeit für die klassische Wirtschaftstheorie. Die Natur ist mathematisch (beschreibbar). Solange also Wirtschaft als natürlicher Prozess verstanden wurde, musste auch diese mathematisch (beschreibbar) sein. Ironischer Weise setzte die starke Mathematisierung der Ökonomik aber zu einer Zeit ein, als sich Wirtschaftswissenschaftler insgesamt eher mentalistisch orientierten. Ab 1950 wird der Wirtschaftsprozess zunehmend als Informationsprozess modelliert, der möglicherweise die gesamte menschliche Aktivität umfasst. Deshalb verliert nun aber die These von der inhärent quantitativen Natur der Wirtschaft ihre Grundlage. Dies zeigt sich etwa auch in extensiven Debatten innerhalb der Ökonomik, die sich mit der Frage beschäftigten, *ob* ökonomische Größen tatsächlich messbar sind. Wäre die Ökonomik von Natur aus quantitativ, würde sich diese Frage so nicht stellen, meint Mirowski.

Ein weitaus stärkerer Einwand ist aber, dass vor der Renaissance die meisten Größen in der Wirtschaft noch nicht den algebraischen Charakter hatten, mit dem sie uns heute entgegentreten. Damit meint Mirowski, dass es *kein* klares Zeichen dafür gibt, dass Preise, Waren-Einheiten und Geld als Zahlen im ontologischen Sinn verfasst wären. Sie haben keinen natürlichen oder stabilen mathematischen Charakter. Insbesondere lassen sich Waren-Einheiten nicht verlustfrei symbolisieren, da sie in ihrer Funktion als Ware nicht über die notwendige phänomenologische Invarianz verfügen. Es bleibt immer eine Art qualitativer Überschuss, der nicht berücksichtigt wird.

⁶⁷ MIROWSKI, Philip: „*The Unreasonable Efficacy of Mathematics in Modern Economics*“, in: MÄKI, Uskali (Hrsg.): *Philos. Econ.*, Bd. 13, Oxford [u.a.]: North Holland 2012 (Handbook of the philosophy of science), S. 160.

Mirowski geht sogar noch weiter, und stellt fest, dass es keine festgesetzte Beziehung zwischen einer Ware und einem physischen Gegenstand gibt. So wird Benzin etwa in Flüssigkeits-Einheiten verkauft, obwohl sein Wert von einer ganzen Menge an Variablen, wie etwa Dichte, Schwefelgehalt und einigen mehr abhängt. Letztlich erteilt Mirowski dem ontologischen Argument also eine klare Absage:

„[T]here is no fixed natural property of the world we can point to in order to justify the mathematical formalisms of neoclassical theory.“⁶⁸

II. Auch die Auffassung von *Mathematik als Sprache* unterzieht Mirowski einer genauen Untersuchung. In der Wirtschaftswissenschaft geht diese Floskel zurück auf ein Josiah Willard Gibbs (1839-1903) zugeschriebenes Zitat auf der Titelseite von Paul Samuelsons (1915-2009) „Foundations of Economic Analysis“, auf das seit der Veröffentlichung 1947 wiederholt verwiesen wird.⁶⁹ In ihrer ursprünglichen Form dürfte jedoch Galileo Galilei (1564-1642) diese Wendung geprägt haben. Er schreibt 1623:

„Die Philosophie steht in jenem großen Buch, das ununterbrochen vor unseren Augen aufgeschlagen ist – dem Universum. [...] Es ist geschrieben in mathematischer Sprache [...].“⁷⁰

Mathematik kann man in der Tat als eine Art von Sprachsystem verstehen. Doch das wäre kein legitimer Grund, um die *Überlegenheit* dieser speziellen Sprache gegenüber anderen zu behaupten. Als Verteidigung des Mathematismus in der Ökonomik wird daher ein zweiteiliges Argument angeführt. Erstens zwingt die mathematische Methode ihre Anwender zu *logischer Stringenz*, oder erleichtert es zumindest wesentlich, eine Theorie effizient auf logische Fehler zu überprüfen. Zweitens wird Mathematik als eine Art von *reiner Sprache* verstanden. Mathematische Symbole hätten keinerlei natürliche Bedeutung, was verhindere, dass sich alltagssprachliche Konnotationen in wissenschaftliche Überlegungen einschleichen könnten.

Doch die Ökonomen, die Mathematik für die beste aller Sprachen halten, machen sich laut Mirowski niemals die Mühe, deren Überlegenheit konkret zu demonstrieren. Und das können sie auch nicht, meint er. Denn Mathematik sei erstens kein Garant für vollständige und widerspruchsfreie Aussagen. Und zweitens kann auch die Vorstellung, Mathematik sei völlig frei

⁶⁸ Ebd., S. 165. FN alleine

⁶⁹ Vgl. Ebd., S. 167. Siehe auch: SAMUELSON, Paul Anthony: *Foundations of economic analysis*, 9. Aufl., New York: Atheneum 1979 (Atheneum paperbacks economics and business 80).

⁷⁰ Freie Übersetzung aus: GALILEI, Galileo: „*Il Saggiatore*“, in: BARBÈRA, Gaspero (Hrsg.): *Opere Galileo Galilei*, Bd. 6, Florenz: Barbèra 1933 (Ristampa della Edizione Nazionale), S. 232.

von Konnotationen, Metaphern und Ähnlichem keinen Bestand haben, wenn man einen kurzen Blick auf die Geschichte der Ökonomik wirft.

„The trajectory of modern economic theory is full of contradictions and paradoxes that defy any notion of a central regulative principle or linguistic ukase holding economists' feet to the fire [...].“⁷¹

Dass diese Argumente so schwach sind, erscheint Mirowski als Indiz dafür, dass sie von Ökonomen nicht sonderlich ernst genommen werden. Die meisten elaborierten Arbeiten zu dieser Frage wurden innerhalb des Fachs schlichtweg ignoriert. Allgemein waren es eher Mathematik-Historiker, die sich mit den sozialen Implikationen der Auffassung von Mathematik als Sprache beschäftigten. Eine der interessantesten Schlussfolgerungen: Mathematisierung sorgt nicht für universelle Verständlichkeit, sondern wirkt eher umgekehrt, *exkludiert* also eine Vielzahl von Menschen vom Diskurs. Denn je formalisierter und technischer eine Disziplin ist, desto mehr fachspezifische Sozialisierung ist nötig, um den Diskurs überhaupt verstehen zu können. Und genau die für die Mathematik typische Sozialisierung sei es auch, durch die sich Vorurteile in die Ökonomik einschleichen.

Mathematik ist ein extrem diskretes intellektuelles Konstrukt, in dem es nur noch wahr oder falsch zu geben scheint. Und genau diese Eigenschaft mache sie gut als Mittel zur Disziplinierung von Schülern geeignet, und dafür, um hierarchische Systeme aufrecht zu erhalten. Die Dominanz der Lehrperson über die Schüler kann direkt in den ‚Raum des Wissens‘ projiziert werden. Durch Internalisierung entsteht dann bei den Schülern der Eindruck, die Mathematik würde sich *selbst* korrigieren, *selbst* die korrekte Anwendung ihrer Regeln einfordern. Diese von Mirowski als Vulgärplatonismus bezeichnete Überzeugung wird wiederum auf die ‚durch mathematische Ausdrücke kolonisierte‘ Welt übertragen, wodurch der Eindruck entsteht, auch diese würde sich *selbst* regulieren. Eben diese Übertragung könne den Glauben an den Laissez-faire Kapitalismus bestärken, wie er in der Neoklassik vorherrschend ist.⁷²

Die Ursprünge des Formalismus in den modernen Wirtschaftswissenschaften sieht er zum einen in der Physik, zum anderen in Einflüssen aus der theoretischen Mathematik durch Johann Neumann von Margitt (1903-1957, genannt von Neumann)⁷³ und die Bourbakisten. Insbesondere die neoklassische Theorie habe physikalische Größen in ökonomische übertragen, und im Anschluss

⁷¹ MIROWSKI: „*The Unreasonable Efficacy of Mathematics in Modern Economics*“, S. 167.

⁷² Vgl. Ebd., S. 168.

⁷³ Anm.: Neumanns Vater wurde *vermutlich* 1913 als Max Neumann von Margitt in den erblichen Adelsstand erhoben. Aber *nicht* als Max von Neumann;

Siehe dazu: JACOBS, Konrad: „*Neumann, John von*“, in: BAYERISCHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN (Hrsg.): *Neue Dtsch. Biogr.*, Bd. 19, Berlin: Duncker & Humblot 1999, S. 153–154.

auch die mathematischen Modelle der (prä-entropischen) Energiephysik und der klassischen Mechanik übernommen. (So stammt etwa auch der Gleichgewichtsbegriff – der ja in der Neoklassik eine überragende Rolle spielt – aus der Physik.) Doch mit dieser Übertragung wurden stillschweigend auch ontologische und epistemologischen Annahmen in die Ökonomik importiert. Das hätten die Pioniere der formalisierten Ökonomik aber weder vorausgesehen noch gewollt.⁷⁴

Es ist auch der axiomatisch-formalistischen Bewegung zuzuschreiben, dass sich die neoklassische Theorie weitestgehend von der Empirie ablöste – zugunsten mathematischer Ausarbeitungen. Allerdings versagte der Bourbaki-Formalismus sowohl in der Mathematik als auch in der Ökonomik. Etwa seit der Jahrtausendwende kritisieren Mathematiker den schädlichen Einfluss dieser Bewegung auf ihr Fach. Und auch die Ökonomen unserer Zeit haben sich von übertriebenem Formalismus und inhaltslosen axiomatischen Übungen abgewandt.⁷⁵ Eine mögliche Alternative für die Zukunft sieht Mirowski in der Automatentheorie, die auf John Neumann zurückgeht. Mit ihr sei es möglich, Märkte zu modellieren, ohne sie auf ein universelles Gesetz oder einen Meisterdiskurs zurückzuführen. Ein Meisterdiskurs wäre etwa die Annahme der neoklassischen Theorie, dass jede Form von Austausch unter ein und demselben Marktbegriff subsumierbar wäre. Diese Annahme hält Mirowski für falsch. Und auch eine weitere zentrale These der Neoklassik hält er für unzulässig: das *Gesetz* von Angebot und Nachfrage. Überhaupt könne es kein universelles Preisgesetz geben, da eben jeder Markt unterschiedliche Eigenschaften aufweise. Und auch die Vorstellung, dass Märkte zu einem Gleichgewicht konvergieren würden, weist Mirowski entschieden zurück. Stattdessen erfüllen sie sehr spezifische lokale Funktionen und Ziele. Allerdings hält er in seiner Analyse fest, dass es nicht die Neoklassik an sich sei, die falsch liege. Das Problem sei vielmehr die unreflektiert aus den Naturwissenschaften übernommene Mathematik, die ihrerseits eben auch auf die neoklassische Theorie einwirkt.

„It is not the neoclassical tradition per se, but rather the scientific font of familiar mathematical formalisms, shaped by generations of physicists honing their mathematics to address what they conceive as the most salient problems within the physics community, that dictates real theoretical content of what markets are thought to be and to do.“⁷⁶

Es besteht also immer die Gefahr, dass die Methode den Gegenstand präformiert. Daher hält Mirowski es auch für besonders wichtig, Methoden anzuwenden, die dem Untersuchungsgegenstand angemessen sind. (Wie eben die Automatentheorie für die Modellierung

⁷⁴ Vgl. MIROWSKI: „*The Unreasonable Efficacy of Mathematics in Modern Economics*“, S. 171 f.

⁷⁵ Vgl. Ebd., S. 172–175.

⁷⁶ Ebd., S. 182.

von Märkten.) Zusätzlich fordert er, dass die Mathematik-Philosophie wieder in regen Austausch mit der Ökonomik treten soll. Denn bestimmte mathematische Modelle enthalten immer auch bestimmte inhaltliche Implikationen. Werden diese übersehen, und halten Vertreter einer Wissenschaft stattdessen unreflektiert an einer mathematischen Tradition fest, kann dies ein ganzes Fach über Jahre aufhalten.

2.2.1 EINE KLEINIGKEIT DIE KEINE IST

Betrachtet man ein Detail genauer, wird aber deutlich, dass selbst so fundierte Kritik wie die von Mirowski nur teilweise zutreffend ist. Dieses Detail erlangte beim Autor Aufmerksamkeit, als er nach einem geeigneten – also auch Nicht-Ökonomen vertrauten – Beispiel für Märkte mit verschiedenen Eigenschaften und Funktionen suchte. Mirowski selbst verweist auf die holländische Auktion, die er mit anderen Märkten, aber nicht mit anderen Auktionstypen vergleicht.⁷⁷ Der Verfasser sieht die Auktion als eine besonders geläufige Marktaktivität. Nur kennen wohl die wenigsten, die nicht entweder Ökonomen oder Betriebswirte sind die holländische Auktion. Bei der holländischen Auktion sinkt der vom Verkäufer angegebene Preis mit ablaufender Zeit. Die Ware wird also immer billiger. Viel bekannter ist dagegen die offene Auktion (Zuschlag für den Meistbietenden) und die verdeckte (Erstpreis-)Auktion. (Wie offene Auktion, nur ohne Information über die Gebote der anderen Bieter;) Wenn man den Überlegungen Mirowskis und seinen allgemeinen Ausführungen über die Automatentheorie folgt, so scheint es naheliegend, dass diese beiden Auktionsformen unterschiedliche Verkaufserlöse generieren würden – da es sich dabei ja um unterschiedliche Marktsysteme handelt.

In der Ökonomik hat man sich eingehend mit dieser Frage beschäftigt, sowohl theoretisch als auch praktisch. Exemplarisch dient hier der 1987 erschienene Artikel „Auctions and Bidding“ von Preston McAfee (geb. 1956) und John McMillan (1951-2007).⁷⁸ Laut dem Erlös-Äquivalenz-Theorem macht es den Erkenntnissen der theoretischen Ökonomik zufolge aber *keinen* Unterschied, welche Art der Versteigerung man wählt, solange die Versteigerung vier Bedingungen entspricht, die McAfee und McMillan als *Benchmark Model* bezeichnen:

1. Die Bieter verhalten sich risikoneutral.⁷⁹
2. Die Preisschätzungen der Bieter sind unabhängig voneinander.
3. Die Bieter sind symmetrisch. (Informationen, Intentionen etc. sind gleich)
4. Der Verkaufserlös errechnet sich einzig und allein als Funktion der Gebote.

Der Artikel von McAfee und McMillan ist stark formalisiert und sehr mathematisch. Zusätzlich bleibt vor lauter Annahmen scheinbar überhaupt kein Platz für die ‚wirkliche Welt‘. Es scheint in

⁷⁷Vgl. Ebd., S. 186.

⁷⁸ Siehe: MCAFEE, R. Preston und John MCMILLAN: „Auctions and Bidding“, in: *J. Econ. Lit.* 25/2 (1987), S. 699–738.

⁷⁹ Anm.: Risikoneutralität bezeichnet in der Entscheidungstheorie die Eigenschaft eines Marktteilnehmers, bei der Wahl zwischen verschiedenen Alternativen gleichen Erwartungswertes weder sichere noch unsichere Alternativen zu bevorzugen, sondern sich allein an deren mathematischem Erwartungswert zu orientieren.

Ein *sicherer* Auszahlungsbetrag ist dem Marktteilnehmer also gleich viel wert wie eine *unsichere* Auszahlung.

der Tat so, als würden die Autoren ihr Modell um des Modells willen bauen, und nicht, um in realen Situationen bessere Entscheidungen treffen zu können. Doch auch die in dem Vorwurf, die Ökonomik sei auf eine unsinnige Weise mathematisch enthaltene Anschuldigung, die Empirie werde völlig ausgeblendet, stimmt nur teilweise. Ja, McAfee und McMillan halten sich nicht lange mit der empirischen Realität auf. Doch bereits in den 80er Jahren gab es mehrere empirische Untersuchungen zur Auktionstheorie, in denen die Annahmen und Vorhersagen der rein mathematischen Modelle getestet wurden. Dabei wurden auch Abweichungen vom Benchmark Modell und deren Auswirkungen in Betracht gezogen.⁸⁰ Schon McAfee und McMillan haben die Möglichkeit in Betracht gezogen, dass in *realen* Versteigerungen die Bieter selten symmetrisch sind, und haben, basierend auf asymmetrischen Situationen auch andere theoretische Ergebnisse errechnet. Alles krude Theorie? Auch das stimmt nicht. Bereits 1988 veröffentlichten Kenneth Hendricks und Robert Porter (geb. 1955) eine *empirische* Studie über Auktionen mit asymmetrischer Informationsverteilung im *American Economic Review*, einer der angesehensten ökonomischen Zeitschriften.⁸¹ Mittlerweile gibt es eine große Zahl an Publikationen zu dem Thema. Der Vorwurf einer sinnlosen Über-Mathematisierung, und der, die Ökonomik immunisiere sich durch ihre Formalisierungen gegenüber den empirischen Tatsachen scheint im Lichte der angeführten Fakten also übertrieben, selbst, wenn er eben nicht ganz von der Hand zu weisen ist.

⁸⁰ Siehe etwa: HANSEN, Robert G.: „*Empirical Testing of Auction Theory*“, in: *Am. Econ. Rev.* 75/2 (1985), S. 156–159. Oder: HENDRICKS, Kenneth und Robert H. PORTER: „*An Empirical Study of an Auction with Asymmetric Information*“, in: *Am. Econ. Rev.* 78/5 (1988), S. 865–883.

⁸¹ Vgl. HENDRICKS/PORTER: „*An Empirical Study of an Auction with Asymmetric Information*“.

2.3 KAPITALISMUS

Der Kapitalismus wird nach Marx dadurch charakterisiert, dass in ihm *alle* Arbeitsprodukte zu Waren werden, also über einen Markt getauscht werden. Das kann man schon in dem berühmten ersten Satz des ersten Bandes von „Das Kapital“ nachlesen:

„Der Reichtum der Gesellschaften, in welchen kapitalistische Produktionsweise herrscht, erscheint als eine »ungeheure Warensammlung«, die einzelne Ware als seine Elementarform.“⁸²

Genau betrachtet genügt dieser eine Satz, um zu dem zu kommen, was Marx als Fetischcharakter der Ware bezeichnet. Der Reichtum *erscheint* als Warensammlung, aber er ist dies weder von sich aus noch notwendiger Weise. Er könnte sich etwa auch als Gebrauchswert ausdrücken.

Ein Vorwurf an die Wirtschaftswissenschaft lautet, dass sie einem Waren-Fetisch erliegt. Sie ist nicht in der Lage, Gegenstände als etwas Anderes als Waren zu betrachten. In der Tat gibt es einige gute Argumente dafür, dass den Ökonomen jedes Problem zum Nagel wird, weil ihr einziges Werkzeug ein Hammer ist – wie es in einem chinesischen Sprichwort heißt. Eines der besten Beispiele dafür ist die ökonomische Demokratietheorie, der zufolge die Politik auch nur ein Markt sei. Indem die Ökonomik alles durch die Brille der ‚ungeheuren Warensammlung‘ betrachtet, *erscheint* ihr nicht nur alles als Ware und Markt, sondern sie besteht zudem darauf, dass alles *ausschließlich* Ware und Markt sei. Damit macht sie nach Dafürhalten des Verfassers eine Behauptung über die Welt, die diese nicht beschreibt, sondern sie im Gegenteil deformiert, und diejenigen, die unkritisch an die Segnungen des Faches glauben hinters Licht führt.

Oliver Schlaudt bezeichnet die Wirtschaftswissenschaft global als „Cheerleader des laissez-faire [sic!] Kapitalismus“.⁸³ Damit setzt er die Neoklassik mit der gesamten ‚orthodoxen‘ Ökonomik gleich. Aus der begrifflichen Anlage der Neoklassik entstamme die Lehre vom minimalen Staat als Wächter des idealen Marktes, der allenfalls die Aufgabe übernehmen soll, Marktversagen zu korrigieren.⁸⁴ Doch die Neoklassik vertritt seiner Meinung nach nicht nur ein falsches Menschenbild, sondern sie ist auch nicht in der Lage, etwas Anderes als Waren zu untersuchen. In den Begriffen der Neoklassik ist kein Raum für die Unterscheidung zwischen ideellem Wert, emotionalem Wert, menschlichem Wert und Warenwert.⁸⁵ Durch diesen eingegengten Wertbegriff ist es der Orthodoxie weder möglich, den Wert unbezahlter Arbeit einzuschätzen, noch denjenigen

⁸² MARX, Karl: „Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band. Buch I: Der Produktionsprozess des Kapitals“, in: ENGELS, Friedrich und Karl MARX: Werke, Bd. 23 (1845-1846), hrsg. v. INSTITUT FÜR MARXISMUS-LENINISMUS BEIM ZK DER SED, Berlin: Dietz 1962, S. 49.

⁸³ SCHLAUDT: *Wirtschaft im Kontext*, S. 12.

⁸⁴ Vgl. Ebd., S. 29f.

⁸⁵ Vgl. Ebd., S. 118.

einer unbeschädigten ökologischen Umwelt. Zudem negiert die orthodoxe Ökonomik – womit Schlaudt die Neoklassik meint – die Existenz von Ausbeutung im Marx'schen Sinne.⁸⁶

Schlaudt führt in seiner Kritik viele klassische marxistische Begriffe an, wie etwa Ausbeutung, die Unterscheidung zwischen Gebrauchswert und Tauschwert oder die Vorstellung der Krise als inhärentes Element des Kapitalismus. Letztlich argumentiert er aber nicht marxistisch. Stattdessen spricht er sich für eine Rehabilitierung der Geschichte als Erfahrungsquelle in der Ökonomik aus, und hofft auf zukünftige engere Zusammenarbeit mit *anderen* Sozialwissenschaften. Letztlich räumt er sogar der zuvor so verdamnten Neoklassik Raum ein: Die Soziologie soll kurzfristige Fluktuationen der Wirtschaft beschreiben, die Neoklassik sei dagegen dafür geeignet langfristige Entwicklungen zu untersuchen.⁸⁷

Philip Mirowski, der ein Experte für die Geschichte von Mathematik und Ökonomik ist, entkräftet den hier dargestellten Einwand Schlaudts jedoch. Nach Mirowskis Meinung hat sich die Neoklassik – also ausgerechnet die Theorie, welche als die kapitalistischste gilt – viel mehr mit dem Menschen als mit Märkten beschäftigt:

„In fact, a judicious and unbiased overview of the history of the first century of neoclassical economics would confirm that it had been much more fascinated with the status and nature of *agents* than with the structure and composition of markets.“⁸⁸

In diesem Licht betrachtet ist also auch der Vorwurf vom Warenfetisch der Ökonomik und der damit einhergehenden Perpetuierung des Kapitalismus nicht haltbar, selbst, wenn die Neoklassik ident mit dem Kern der Wirtschaftswissenschaften sein sollte.

⁸⁶ Anm.: Das muss sie aber zwangsläufig tun, wenn sie die Arbeitswerttheorie nicht akzeptiert.

⁸⁷ Vgl. SCHLAUDT: *Wirtschaft im Kontext*, S. 163-165.

⁸⁸ MIROWSKI: „*The Unreasonable Efficacy of Mathematics in Modern Economics*“, S. 180.

2.3.1 KRISEN

Zu dem Vorwurf, die Ökonomik sei nichts als die Propaganda des Kapitals gehört auch der Einwand, Mainstream-Ökonomen würden vor der Krisenanfälligkeit des Kapitalismus die Augen verschließen. Ein prominenter Vertreter dieses Vorwurfs ist der slowenische Philosoph und Psychoanalytiker Slavoj Žižek (geb. 1949). Er schreibt in seinem Aufsatz „The Spectre of Ideology“, es sei die ideologische Prozedur par excellence, die Krise als eine äußerliche, letztlich kontingente Erscheinung zu betrachten. Dabei würden die Ökonomen die inhärente Logik des Systems, welche zur Krise geführt hat, außer Acht lassen.⁸⁹

Das Krisen-Argument wird üblicherweise auf Marx zurückgeführt, der in „Das Kapital“ von der inneren Dynamik des Kapitalismus schreibt, die zwangsläufig zu immer schlimmeren Krisen führen muss.⁹⁰ Heute vertritt der deutsche Ökonom und Querdenker Bernd Senf (geb. 1944) öffentlichkeits-wirksam die These vom inhärenten Krisengesetz im Kapitalismus. Senf bezieht sich neben Marx stark auf Silvio Gesell (1862-1913) und dessen Freiwirtschaftslehre. Anders als Marx war Gesell der Meinung, dass nicht der Produktionsprozess, sondern die Geldzirkulation und der *Zinscharakter des Geldes* immer wieder und notwendiger Weise Krisen auslösen. Zudem liege darin – durch die sogenannte Streikfähigkeit des Kapitals – auch die Ursache für Ausbeutung sowie für die ungerechte Einkommensverteilung. Gesells Plädoyer für Freigeld und Freihandel ist aber eigenartiger Weise vom Glauben an die *Selbstregulierungskräfte* des Marktes geprägt, wie wir sie von Adam Smith kennen.⁹¹ Bernd Senf wählte einen Mittelweg zwischen Gesell und Marx.

Seiner Meinung nach ist „[...] der Kapitalismus *sowohl* im Bereich der Produktion als auch im Bereich der Zirkulation von fundamentalen Fehlstrukturen geprägt [...].“⁹² Senf nennt fünf Bereiche für Krisentendenzen im Kapitalismus: Wirtschaft, Umwelt, Gesellschaft, Staat und Dritte Welt.⁹³ Was nun Wirtschaftskrisen angeht, so seien diese eben im Sinne Silvio Gesells durch das vom Zinseszins ermöglichte exponentielle Wachstum von Geldvermögen bedingt. Denn dieses ist wiederum nur möglich, wenn die Schulden in einer Volkswirtschaft ebenso stark wachsen wie die Einlagenzinsen. Früher oder später werden die Schuldner aber zahlungsunfähig, und das System bricht zusammen. Versuche, den Konsequenzen des Zinssystems durch Wirtschaftspolitik

⁸⁹ Vgl. ŽIŽEK, Slavoj: „*The Spectre of Ideology*“, in: SZEMAN, Imre und Timothy KAPOSY (Hrsg.): *Cult. Theory Anthol.*, Chichester ; Malden, MA: Wiley-Blackwell 2011, S. 230.

⁹⁰ Vgl. SABLÓWSKI, Thomas: „*Krisentheorien*“, in: HAUG, Wolfgang Fritz (Hrsg.): *Hist.-Krit. Wörterb. Marx.*, Bd. 8/I, Krisentheorien bis Linie Luxemburg-Gramsci, Hamburg: Argument 2012, S. 1-38.

⁹¹ Vgl. LINB, Vera: *Die wichtigsten Wirtschaftsdenker*, 4. Aufl., Wiesbaden: Marix 2013, S. 135–139.

⁹² SENF, Bernd: „*Denunzieren statt Argumentieren – Die irrationale Abwehr der Zinskritik. Eine Entgegnung auf den absurden Antisemitismus-Vorwurf von Hermann Lührs*“ 2008, S. 13, <http://www.berndsenf.de/pdf/Denunzieren%20statt%20Argumentieren%20-%20Die%20irrationale%20Abwehr%20der%20Zinskritik.pdf>.

⁹³ Vgl. Ebd., S. 6.

entgegenzuwirken, könnten auf Dauer nicht gelingen.⁹⁴ Die orthodoxe Wirtschaftswissenschaft *will* dieses Gesetz Senf zufolge aber einfach nicht wahrhaben, obwohl es doch *offensichtlich zutreffend* ist.⁹⁵

Das stimmt so aber nicht. Denn schon Malthus Wirtschaftstheorie beruht auf dem Gedanken, dass es ein inneres Gesetz gäbe, vergleichbar mit einem Naturgesetz, welches den Wirtschaftsprozess immer wieder in die Krise führt. Ähnliche Überlegungen finden wir auch schon bei Smith, Malthus, Ricardo, Schumpeter und John Maynard Keynes (1883-1946). Marx Gedanken haben zwar nicht vollständig, aber doch zu einem Teil Eingang in den Kanon der Wirtschaftswissenschaft gefunden. Die anderen genannten Autoren gehören ohne Zweifel zur ‚Grande Tradition‘ der Ökonomik. Zudem werden Überlegungen zur inhärenten Krisendynamik schon in *Einführungen* in die Wirtschaftswissenschaft vorgestellt. Ein tieferes Vordringen in die Materie wäre noch nicht einmal nötig.⁹⁶ Hier müssen wir also William Coleman recht geben, der meinte, die Antiökonomie scheitere zu einem großen Teil schon deshalb, weil ihre Proponenten zu wenig über die Wirtschaftswissenschaft wüssten.⁹⁷ Es ist offensichtlich, dass die Auffassung, Ökonomen würden die krisenhafte Dynamik des Kapitalismus aus ideologischen Gründen *übersehen*, einzig und alleine durch eklatante Ignoranz gegenüber dem so scharf kritisierten Fach zustande kommen kann. Das ist im Falle Senfs umso befremdlicher, als er doch studierter Ökonom ist, und daher mit dem anerkannten Korpus des Faches vertraut sein müsste.

⁹⁴ Vgl. Ebd., S. 7.

⁹⁵ Siehe etwa: SENF, Bernd: *Die blinden Flecken der Ökonomie*, 1. Aufl., München: Dt. Taschenbuch-Verl. 2001 (Dtv ; 36240).

⁹⁶ Siehe etwa: SPREMANN: *Wirtschaft und Finanzen*, S. 235.

⁹⁷ Vgl. Kapitel 1.4 in dieser Arbeit.

2.4 NEOLIBERALISMUS

Der wohl häufigste Einwand gegen die Wirtschaftswissenschaften ist die Behauptung, neoklassische Wirtschaftstheorien würden das Fach zu Unrecht dominieren. Dies wurde in Kapitel 2.1 bereits anhand Söderbaums Text „Economics as Ideology and the Need for Pluralism“ diskutiert, als es um den offenen Ideologie-Vorwurf ging, mit dem dieser Einwand in der Tat sehr eng verknüpft ist. Dennoch lohnt es sich, ihn isoliert zu betrachten.

In der Einleitung zu „A Guide to What’s Wrong With Economics“ schreibt Edward Fullbrook (geb. 1965) über dieses Problem. Seiner Meinung nach wird die Wirtschaftswissenschaft von einer Theorie dominiert, die zwar ein paar Facetten des Wirtschaftslebens gut beleuchte, aber nicht auf alle Bereiche angewendet werden sollte. Doch genau das passiert seiner Meinung nach: Die Neoklassik fungiert als *Universaltheorie* der Wirtschaft. Darüber hinaus würden die Vertreter dieser Theorie aktiv versuchen, andere Ansätze zu unterdrücken. Aufgrund ihres großen Erfolges setzt Fullbrook die Neoklassik mit der *Mainstream-Ökonomik* gleich.⁹⁸ Wie erwähnt ist auch der Wirtschaftsphilosoph Oliver Schlaudt der Meinung, die Neoklassik stünde für die gesamte Ökonomik.

Fullbrook behauptet, neoklassische Ökonomen hätten ab 1960 zunehmend Vertreter anderer ökonomischer Schulen aus den Universitäten verdrängt, und ihnen Gelegenheiten verwehrt, in einschlägigen Fachzeitschriften zu publizieren. Obendrein hätten sie auch die Curricula für Ökonomik zusehends verengt. Gleichzeitig habe sich die neoklassische Theorie immer weiter formalisiert, wodurch sie dafür, die ökonomische Realität zu verstehen, immer irrelevanter geworden sei. Fullbrook nennt drei wichtige Gründe für diese von ihm als tragisch bewertete Entwicklung. *Erstens* seien neoklassische Ökonomen von der irrigen Vorstellung geleitet, alles, was es für eine exakte Wissenschaft brauche, könne man in der Mathematik finden, ganz gleich, ob die verwendeten Symbole einen Bezug zur ‚echten Welt‘ haben oder nicht. Er nennt diesen Hang zur Mathematisierung eine regelrechte Sucht, die dazu führe, dass Wirtschaftswissenschaftler sich kollektiv wissenschaftliche Errungenschaften einbildeten, wo meistens überhaupt keine seien. Und um diese Illusion aufrecht erhalten zu können, würden sie sich zunehmend von ‚Ungläubigen‘ isolieren. (Dass dieses Argument nicht stichhaltig ist, haben wir bereits in Kapitel 2.2 gesehen.) *Zweitens* habe die Neoklassik ihre Theorie zum *einzigsten* Werkzeug erklärt, das für die Untersuchung ökonomischer Phänomene zulässig sei. Und dies nennt Fullbrook unter Berufung auf den amerikanischen Ökonomen Josef Stiglitz (geb. 1943) einen Triumph der Ideologie über die

⁹⁸ Vgl. FULLBROOK, Edward (Hrsg.): *A guide to what’s wrong with economics*, 1. Aufl., London: Anthem Press 2005 (Anthem studies in political economy and globalization), S. 1–8.

Wissenschaft. Stiglitz geht allerdings *keineswegs* so weit, zu behaupten, in der gesamten Ökonomik habe Ideologie über Wissenschaft gesiegt. Er bezieht sich lediglich auf das Rational-Expectations-Modell. Dieses geht davon aus, dass alle Marktteilnehmer über dieselben Informationen verfügten, vollständig rational agierten, Märkte effizient seien und dergleichen mehr. Dass solche Modelle Erfolg hatten, obwohl die empirischen Fakten gegen sie sprachen, *das* wertet Stiglitz als Sieg der Ideologie.⁹⁹ (In Kapitel 2.2 wurde jedoch bereits gezeigt, dass es für die Ökonomik begründeter Weise nur eine untergeordnete Rolle spielt, ob ein Modell richtig oder falsch ist, solange es brauchbare Vorhersagen liefert.)

Drittens veralte die neoklassische Theorie zusehends. Sie werde der heutigen Wirtschaft und Gesellschaft nicht mehr gerecht, da sie für die Situation des 19. Jahrhunderts zurechtgeschnitten sei. Da sich die die Welt immer weiterentwickelt, werde der Bereich, den die Neoklassik nicht zu erklären vermag, immer größer.¹⁰⁰

Diese Argumentation erscheint zunächst als epistemologische Auseinandersetzung mit einem herrschenden Paradigma, auch wenn der Ideologiebegriff bereits Anwendung findet. Doch gleich im nächsten Absatz bringt Fullbrook den Ideologie-Vorwurf mit voller Wucht:

„But eventually reality overtakes time-warp worlds like mainstream economics and the Soviet Union.“¹⁰¹

Der Subtext dieses Satzes ist klar: ‚Die Mainstream Ökonomie ist ein in sich geschlossenes ideologisches System, das es zu überwinden gilt, so, wie die Sowjetunion überwunden wurde.‘ Diesen Einwand finden wir in abgeänderter Form auch bei Ha-Joon Chang (geb. 1963). Das Argumentationsmuster ist dort allerdings ein völlig anderes.

Fullbrooks Argument lautet: 1. *Die ganze Ökonomik ist Neoklassik.* 2. *Die Neoklassik ist eine Ideologie.* 3. *Also ist die ganze Ökonomik eine Ideologie.*

Bei Chang sieht es eher so aus: 1. *Der Kapitalismus ist aus den Fugen geraten.* 1.1 *Die leitende ökonomische Theorie in der Zeit, in der der Kapitalismus aus den Fugen geraten ist, war die Neoklassik.* 2. *Die axiomatischen Grundpfeiler der Neoklassik sind falsch.* 2.2 *Daher sind auch ihre Praxisempfehlungen falsch.* 3. *Also ist die Neoklassik der Grund dafür, dass der Kapitalismus aus den Fugen geraten ist.* 4. *Um den Kapitalismus zu reparieren, müssen wir die axiomatischen Fehler der Neoklassik bereinigen.*

⁹⁹ Vgl. STIGLITZ, Joseph: „There is no invisible hand“, <https://www.theguardian.com/education/2002/dec/20/highereducation.uk1> (abgerufen am 12.04.2018).

¹⁰⁰ Vgl. FULLBROOK (Hrsg.): *A guide to what's wrong with economics*, S. 1 f.

¹⁰¹ Ebd., S. 2.

Der Unterschied ist evident. Fullbrook bezichtigt eine ganze Disziplin der Ideologie, während Chang einen konkreten Fehler eines sonst durchaus leistungsfähigen Faches benennt, und dessen Korrektur einfordert. Wie bereits in Kapitel zwei eingehend erläutert, kann man die Axiome der Neoklassik nicht direkt angreifen. Man muss einen Umweg über die Methodologie der Ökonomik nehmen.

Der Ideologievorwurf in seiner Form als Neoliberalismus-Kritik erscheint beinahe *notwendig*, wenn wir ihn in einen sozialwissenschaftlich-philosophischen Kontext stellen. Dort ist seit mittlerweile zehn Jahren die These von der sogenannten *Postdemokratie* äußerst populär. Diese geht zurück auf das Werk von Colin Crouch (geb. 1944), Jaques Rancière (geb. 1940) und Sheldon Wolin (1922-2015). Sie geben dem Erstarken des Neoliberalismus die Schuld für einen vorgeblichen Verfall von Demokratie und politischer Öffentlichkeit. Damit ist gemeint, dass die demokratischen Institutionen zwar *formal* weiterbestehen, aber *inhaltlich* ausgehöhlt sind.¹⁰² Für Colin Crouch ist das grundlegende Problem der Gegenwart die Macht der Wirtschaftseliten. Wie er vor allem in seinem Buch „Das befremdliche Überleben des Neoliberalismus“ (2011) verdeutlicht, versteht Crouch unter Neoliberalismus ein Wirtschaftskonzept und eine *Ideologie*, die wirtschaftlichen Interessen Vorrang einräumt vor Sozialstaatlichkeit und einem egalitär orientierten Gemeinwohlverständnis. Zudem sehe der Neoliberalismus den freien Markt als das beste Mittel an, um individuelle und gesellschaftliche Bedürfnisse zu befriedigen.¹⁰³

Mit seiner Neoliberalismus Kritik war und ist Crouch freilich nicht alleine. Schon 1999 meinte Noam Chomsky (geb. 1928) das Erstarken des Neoliberalismus und die davon ausgehende Gefahr für die Demokratie erkannt zu haben. Für ihn bedeutet neoliberale Demokratie, dass ein paar Parteien ungeachtet formeller Unterschiede die gleiche pro-kapitalistische Wirtschaftspolitik betreiben. Demokratie ist zulässig, solange die Wirtschaft von demokratischen Entscheidungsprozessen verschont bleibt; also nur, so lange die Demokratie keine ist. Aufgrund dieser Eigenschaft sieht Chomsky im Neoliberalismus auch den größten gegenwärtigen Feind der Demokratie:

„In sum, neoliberalism is the immediate and foremost enemy of genuine participatory democracy, not just in the United States but across the planet, and will be for the unforeseeable future.“¹⁰⁴

¹⁰² Siehe etwa: RITZI, Claudia: *Die Postdemokratisierung politischer Öffentlichkeit: Kritik zeitgenössischer Demokratie; theoretische Grundlagen und analytische Perspektiven*, Wiesbaden: Springer VS 2014 (Kritische Studien zur Demokratie), S. 17.

¹⁰³ Vgl. Ebd., S. 19.

¹⁰⁴ CHOMSKY, Noam: *Profit over people*, 1. Aufl., New York: Seven Stories Press 1999, S. 11.

Auch Jürgen Habermas (geb. 1929) These von der Entpolitisierung der Öffentlichkeit im Spätkapitalismus hat die Postdemokratie-Theorie stark beeinflusst. Eine Reihe seiner zentralen Thesen findet sich dort wieder.¹⁰⁵ Allerdings ist die Diagnose, dass die Demokratie sich in einer Krise befinde, bereits viel älter als der Neoliberalismus. Die Schlüsse, die Habermas, Crouch und andere ziehen, kann man weitestgehend bereits bei dem italienischen Staatstheoretiker Gaetano Mosca (1858-1941) finden, insbesondere in seinem 1895 erschienen Hauptwerk „Elementi di Scienza Politica“ („Die herrschende Klasse“). Wie in dieser Arbeit in Kapitel 3.1.4 noch genauer dargestellt wird, bedient sich Hans Albert bei Mosca, um die Dysfunktionalität des wirtschaftsliberalen Denkens parallel zur Dysfunktionalität der Demokratie zu erklären. Die Analysen, die also scheinbar mit der Neoklassik bzw. dem Neoliberalismus in Zusammenhang stehen, sind in ihrer Grundform bereits wesentlich älter als die Neoklassik selbst, und insbesondere gibt es sie schon länger als die angebliche Vorherrschaft der Neoklassik. Alleine das sollte ausreichen, um ihre Kritik zu einem guten Teil zu entkräften. Zusätzlich hat nach Wissen des Autors noch keiner der Proponenten der These, die Ideologie der Neoklassik beherrsche die ganze Wirtschaftswissenschaft es geschafft, eine belastbare Definition des Wortes ‚Ideologie‘ anzubieten.

2.5 PSEUDO-WISSENSCHAFT UND UNWISSENSCHAFTLICHKEIT

Die Begriffe Ideologie und Pseudowissenschaft sind austauschbar. Ist eine Disziplin ideologisch, dann ist sie auch eine Pseudowissenschaft et vice versa. Freilich ändert sich dennoch die Perspektive auf das untersuchte Phänomen, je nachdem, ob wir es nun lediglich hinsichtlich einer epistemologischen Kategorie untersuchen, oder, ob wir es in einen größeren gedanklichen und gesellschaftlichen Zusammenhang stellen. Daher wird dem Vorwurf der Pseudowissenschaftlichkeit hier ein eigener Abschnitt gewidmet.

In seinem Beitrag in dem Sammelband „Economic Ideas You Should Forget“ kritisiert der australische Ökonom Michael McAleer die Wirtschaftswissenschaft dahingehend, dass sie sich zu Unrecht mit Disziplinen wie Physik oder Mathematik vergleiche. Tatsächlich stellen Ökonomen diesen Vergleich immer wieder an. So etwa in Edward Lazears (geb. 1948) Artikel „Economic Imperialism“, in dem er über die erfolgreiche ‚Kolonisierung‘ neuer Gebiete durch die Wirtschaftswissenschaft schreibt.

„Economics is not only a social science, it is a genuine science. Like the physical sciences, economics uses a methodology that produces refutable implications and tests these implications using solid statistical techniques. In particular, economics stresses three factors that distinguish it from other social

¹⁰⁵ Vgl. RITZI: *Die Postdemokratisierung politischer Öffentlichkeit*, S. 14.

sciences. Economists use the construct of rational individuals who engage in maximizing behavior. Economic models adhere strictly to the importance of equilibrium as part of any theory. Finally, a focus on efficiency leads economists to ask questions that other social sciences ignore. These ingredients have allowed economics to invade intellectual territory that was previously deemed to be outside the discipline's realm.¹⁰⁶

McAleer hingegen meinte, dass die Ökonomik *nicht* auf der ‚wissenschaftlichen Methode‘ basiere. Das bedeutet, dass sie keine Hypothesen teste. Er geht sogar so weit, zu behaupten, dass *noch nie* eine ökonomische Theorie aufgrund eines statistischen Hypothesentests verworfen wurde.¹⁰⁷ Damit sagt er freilich nicht, dass die Ökonomik überhaupt keine statistischen Tests durchführe. Doch seiner Auffassung nach würden die zu Grunde liegenden *Axiome* ökonomischer Theorien nicht statistisch überprüft. Und daher basiere die Ökonomik eben nicht auf der wissenschaftlichen Methode. (Warum dieses Argument nicht stichhaltig ist, wird in Kapitel 1.2 und 2.6 erklärt.)

Neben derartigen methodischen Einwänden, wird von mancher Seite auch kritisiert, dass es sich bei der Wirtschaftswissenschaft im Allgemeinen, oder zumindest bei einigen ihrer Teildisziplinen um Pseudowissenschaft handle. Ein berühmter Proponent dieses Einwandes ist der ehemalige Börsenhändler Nassim Nicholas Taleb (geb. 1960), der in seinem polemischen, aber doch nicht ganz unseriösen Buch „Foolled by Randomness“ über die Unvorhersagbarkeit der Realität schreibt. Seiner Meinung nach ist die Ökonomik besonders anfällig dafür, ideologisch oder pseudowissenschaftlich missbraucht zu werden. Denn man könne Scharlatanerie unter dem Gewicht von Gleichungen verbergen, ohne erwischt zu werden, da es keine kontrollierten Experimente gebe. Konkrete Beispiele für diese Art von Pseudowissenschaft sind laut Taleb Ökonometrie, Marxismus und die historisch orientierte Finanzmarktanalyse.¹⁰⁸

Pseudowissenschaft zu definieren ist eine eigenständige philosophische Aufgabe, die den Rahmen der vorliegenden Arbeit bei weitem überschreiten würde. Interessierte seien insbesondere auf Karl Popper und Imre Lakatos (1922-1974) verwiesen. Die Debatte, die durch diese beiden Philosophen angestoßen wurde, ist noch heute im Gange. Um sie abzuschließen, müsste mit letzter Gewissheit bestimmt werden worin das Wesen der Wissenschaft liegt. Eigentlich müsste man also schweigen. Nehmen wir für einen Augenblick an, es wäre schon jetzt möglich, sinnvoll über dieses Thema zu sprechen. Dann könnten wir Systeme, die sich unrechtmäßiger Weise als wissenschaftlich präsentieren Pseudowissenschaften nennen. Sie treffen Vorhersagen oder bieten Erklärungen an,

¹⁰⁶ LAZEAR, Edward P.: „Economic Imperialism“, in: *Q. J. Econ.* 115/1 (2000), S. 99–146, hier S. 99.

¹⁰⁷ Vgl. MCALEER, Michael: „Economics Is Based on Scientific Methods“, in: FREY, Bruno S. und David ISELIN (Hrsg.): *Econ. Ideas You Should Forget*, Cham: Springer 2017, S. 91–92.

¹⁰⁸ Vgl. TALEB, Nassim Nicholas: *Foolled by Randomness. The Hidden Role of Chance in Life and in the Markets*, 2. Aufl., New York: Random House 2005, S. 201f.

genau, wie es die echte Wissenschaft tut, unterscheiden sich von ihnen aber dadurch, wie diese Behauptungen abgestützt sind: Pseudowissenschaftlichen Theorien fehlt es an verlässlichen, ihnen zu Grunde liegenden Gesetzen oder Hypothesen, von denen empirisch gezeigt werden könnte, dass sie die Vorhersagen oder Erklärungen, die die Theorie generiert, rechtfertigen.¹⁰⁹

Insbesondere Popper ging in seiner wissenschaftstheoretischen Arbeit von der Frage aus, wie man Wissenschaft von Pseudowissenschaft unterscheiden könne. (Das gibt er in seinem Werk „Conjectures and Refutations“ an. Es ist – man beachte – Friedrich August von Hayek gewidmet.) Für Popper spielt es keine Rolle, ob es gute Gründe gibt, die eine Theorie rechtfertigen. Denn die Frage ist für ihn nicht, ob eine Theorie wahr oder falsch ist, sondern, ob sie *wissenschaftlich* ist. Das Kriterium für den wissenschaftlichen Status einer Theorie ist für ihn ihre Falsifizierbarkeit, Widerlegbarkeit oder ‚Testbarkeit‘.¹¹⁰ Grundsätzlich gilt für Popper eine Theorie niemals als bestätigt, sondern immer nur als *noch nicht* widerlegt. Je riskanter dabei ihre Prognosen sind – je leichter sie also widerlegbar wären, es aber noch nicht sind – desto höher ist ihr Wert.¹¹¹

So elegant und verlockend Poppers Auffassung auch auf den ersten, vielleicht sogar auf den zweiten Blick sein mag, krankt sie doch an mehreren Stellen. Insbesondere als Falsifikationismus aufgefasst lässt sich Poppers Epistemologie sehr schnell vom Tisch wischen, weil sie in mehrfacher Hinsicht nicht praktikabel ist. Wissenschaftler suchen in der Praxis nach Bestätigungen ihrer Hypothesen, nicht von vorneherein nach Widerlegungen. Das, was Popper fordert, ist endlichem Wesen nicht wirklich zumutbar. Zudem läuft der Falsifikationismus darauf hinaus, theoretische Aussagen und Aussagensysteme auf ein empirisch Gegebenes zu reduzieren. Das ist eine objektivistische Verkürzung und eine empiristische Überforderung des Erfahrungsbegriffes.¹¹²

Ein weiterer sehr erfolgreicher Einwand gegen Popper kommt von Thomas S. Kuhn (1922-1996). Er war der Meinung, dass *weder* Verifikation *noch* Falsifikation einer Theorie überhaupt möglich seien. Diese Aussage ist nur im Kontext von Kuhns allgemeinen wissenschaftstheoretischen Überlegungen zu verstehen: Er stellte sich gegen die sowohl vom Positivismus als auch von Popper vertretene Idee vom stetigen Fortschritt der Wissenschaften. Diese Vorstellung bezeichnete er als einen Mythos. Diesem stellte er sein eigenes Modell der wissenschaftlichen Entwicklung entgegen, das sich an Paradigmen-Wechseln orientiert. Hierbei müssen wir beachten: Neue Paradigmen sind

¹⁰⁹ Vgl. LACK, Caleb W. und Jacques ROUSSEAU: *Critical Thinking, Science And Pseudoscience. Why We Can't Trust Our Brains*, New York: Springer Publishing Company 2016, S. 35.

¹¹⁰ Vgl. POPPER, Karl Rainer: *Conjectures and Refutations. The Growth of Scientific Knowledge*, 1. Aufl., New York: Basic Books 1962, S. 111.

¹¹¹ Siehe etwa: KORNMEIER, Martin: *Wissenschaftstheorie und wissenschaftliches Arbeiten: eine Einführung für Wirtschaftswissenschaftler*, Heidelberg: Physica-Verlag 2007 (BA kompakt), S. 40–42.

¹¹² Vgl. ZEIDLER, Kurt Walter: *Prolegomena zur Wissenschaftstheorie*, Würzburg: Königshausen & Neumann 2000, S. 59f.

nicht notwendiger Weise besser als die alten, die sie ersetzen. Ob sich ein neues Paradigma durchsetzt ist keine Frage sachlicher Kriterien, sondern eine Frage der Durchsetzungskraft. Das ist nach Kuhn deshalb der Fall, weil sich die Vertreter unterschiedlicher Paradigmen auf verschiedenen Ebenen der Begriffe bewegen. Sie sind, wenn man so will, in unterschiedlichen Welten. Jedes wissenschaftliche Paradigma fußt auf *metaphysischen* Bedingungen, weshalb nicht aufgrund *empirischer* Daten zwischen ihnen entschieden werden kann.¹¹³ Die Entscheidung muss letztlich immer am Parkett der Metaphysik oder dem der praktischen Überzeugungskraft ausgefochten werden. Diese Überlegungen Kuhns wurden zu einem wichtigen Einfluss für Lakatos, dessen Denken wiederum die Methodendebatte innerhalb der Ökonomik nachhaltig prägte.

In den 1950er und 1960er Jahren hatte Milton Friedmans Arbeit zur Methodologie der Ökonomik „The Methodology of Positive Economics“ den größten Einfluss innerhalb des Faches. Friedmans zentrale These war es, dass Theorien dahingehend überprüft werden sollten, ob sie Phänomene, die sie zu erklären versuchen auch erfolgreich *vorhersagen* können. Ausschlaggebend für die Richtigkeit einer Theorie sind nicht die ihr zugrunde liegenden Annahmen, sondern einzig und allein, ob sie funktioniert.¹¹⁴ Denn Wirtschaftswissenschaftlern geht es nicht um die deskriptive Genauigkeit einer Theorie, sondern um ihre analytische Relevanz.¹¹⁵ Interessanter Weise wurde diese Auffassung in der Ökonomik weitestgehend als popperianisch rezipiert.¹¹⁶ Dies ist insofern korrekt, als Belege für die Richtigkeit einer Theorie laut Friedman darin bestehen, dass Widerlegungsversuche scheitern.¹¹⁷ Zugleich räumt Friedman aber ein, dass die Ökonomik sich weitestgehend auf Erfahrungswissen stützt und nur wenig auf kontrollierte Experimente zurückgreifen kann. Das grundlegende methodologische Prinzip der positiven Wirtschaftswissenschaft bestehe daher darin, dass eine Hypothese *ausschließlich* durch die Übereinstimmung ihrer Implikationen oder Vorhersagen mit beobachtbaren Phänomenen getestet werden könne.¹¹⁸ Die wissenschaftliche Praxis der Ökonomik besteht laut Friedman also gerade nicht darin, dass man versucht, eine Theorie zu widerlegen, sondern im Gegenteil, sie vermittels der empirischen Daten zu bestätigen. Das widerspricht jedoch in fundamentaler Weise Poppers

¹¹³ Siehe etwa: SCHÜLEIN, Johann August und Simon REITZE: *Wissenschaftstheorie für Einsteiger*, 4. Aufl., Wien: Facultas 2016 (UTB 2351), S. 164–171.

¹¹⁴ Vgl. FRIEDMAN, Milton: *Essays in positive economics*, Nachdruck der 1. Aufl., Chicago: Univ. of Chicago Press 2001, S. 20–23.

¹¹⁵ Vgl. Ebd., S. 33.

¹¹⁶ Vgl. BACKHOUSE: „*The Rise and Fall of Popper and Lakatos in Economics*“, S. 26.

¹¹⁷ Vgl. FRIEDMAN: *Essays in positive economics*, S. 23.

¹¹⁸ Vgl. Ebd., S. 40.

Wissenschaftstheorie. Daher wurde Friedmans Werk bisweilen auch als verifikationistisch interpretiert, etwa von dem britischen Ökonom George Christopher Archibald (1926-1996).¹¹⁹ Poppers Werk hat jedenfalls spätestens ab den 1960er Jahren Eingang in die Methodologie der Wirtschaftswissenschaften gefunden, allerdings auf unerwarteten Umwegen. Innerhalb der Methodendiskussion wurde auch Lakatos intensiv rezipiert. Poppers Einfluss kam indirekt, gefiltert durch Lakatos' Denken zu Stande. Da, wo Lakatos trotz aller Kritik an Poppers Falsifikationismus kritischer Rationalist geblieben ist, setzten auch viele Methodologien der Ökonomik an. Das führte zu der eigenartigen Situation, dass Popper innerhalb dieser Subdisziplin nicht unbedingt als Falsifikationist gilt, und auch nicht der gleichen Kritik ausgesetzt ist, wie in der allgemeinen Wissenschaftstheorie. Kuhns Ideen fanden ab 1969 Eingang in die Wirtschaftswissenschaft. Lakatos Überlegungen wurden in der Folge als eine popperianische Entgegnung auf Kuhn gelesen. Und bis etwa 1990 blieb Lakatos für die Methodologie des Faches von herausragender Bedeutung, die danach aber wieder verloren ging.¹²⁰ Selbst wenn der Einfluss des Falsifikationismus auf die Ökonomik also nur gering war, sehen wir doch deutlich, dass es eine rege und wissenschaftlich geführte Methodendebatte gibt und gab.

Nun ist die Frage, ob von dem (ohnehin seltenen) Vorwurf der Pseudo-Wissenschaftlichkeit irgendetwas übrig bleibt. Generell gibt es doch einige Standpunkte innerhalb der methodologischen Entwicklung, die durchaus den Anschein erwecken, als wäre die Ökonomik in der Tat ideologisch, beziehungsweise pseudowissenschaftlich. Jedenfalls gilt für die Neoklassik, dass sie auf Axiomen beruht, deren Unrichtigkeit schon mehrfach sowohl theoretisch als auch experimentell gezeigt wurden. Man denke nur an die Rationalitäts-These oder die Vorstellung vom Marktgleichgewicht.¹²¹ Allerdings hat Milton Friedman bereits 1953 gezeigt, dass diese Art der Kritik zu *Unrecht* deskriptive Genauigkeit und analytische Leistungsfähigkeit gleich setzt.¹²²

Zudem scheint es mehrere Theoretiker zu geben, die für eine Art Verifikationismus eintreten, oder die Theorie auf andere Weise gegen empirische Ergebnisse absichern. So versteht etwa Roger Backhouse (geb. 1951) die ökonomische Theorie *als Mathematik*. Empirische Evidenz kann seiner Meinung nach nicht direkt auf die Theorie einwirken – wie es etwa bei einem Hypothesentest der Fall wäre. Allerdings gesteht er der Empirie die Fähigkeit zu, Intuitionen und Annahmen der

¹¹⁹ Vgl. BACKHOUSE: „*The Rise and Fall of Popper and Lakatos in Economics*“, S. 26.

¹²⁰ Zu einer übersichtlichen Darstellung der Entwicklung der Methoden-Debatte in der Ökonomik siehe: BACKHOUSE: „*The Rise and Fall of Popper and Lakatos in Economics*“.

¹²¹ Siehe etwa: SEN, Amartya K.: „*Rational Fools: A Critique of the Behavioral Foundations of Economic Theory*“, in: *Philos. Public Aff.* 6 (1977), S. 317–344.

¹²² Vgl. FRIEDMAN: *Essays in positive economics*, S. 33.

Wissenschaftler zu verändern, und so dann indirekt auf die Theorie Einfluss zu nehmen.¹²³ Diese Auffassung wirkt auf den ersten Blick völlig abstrus. Aber ist sie auch ideologisch? Keineswegs. Denn selbst wenn man sie so lesen möchte, dass sie die ökonomische Theorie weitestgehend gegen die Empirie immunisiert, was keineswegs zwingend ist, muss man zugeben, dass sie dies nicht willkürlich, sondern im Rahmen eines laufenden Methoden-Diskurses tut, der öffentlich, rational und nach den Konventionen der Wissenschaft geführt wird. (Peer-reviewed Journals, Konferenzen, korrekte Zitationen, rege Debatten und Ähnliches gehören zum typischen Bild.) Das allein genügt, damit die Ökonomik auch dann noch als Wissenschaft gelten dürfte, wenn *alle* ihre Methoden falsch, ungeeignet, oder schlichtweg dumm wären, was übrigens kaum der Fall sein dürfte. Tatsächlich können schlechte Methoden dazu führen, dass die reale ökonomische Theorie in eine Haltung der totalen Weltverleugnung verfällt, womit sie zwangsläufig die Wesensmerkmale von Ideologien erfüllen würde. Aber das geeignete Mittel, um das zu verändern ist nicht Ideologiekritik, sondern Wissenschaftstheorie.

2.6 FEHLERHAFTER ANNAHMEN, UNREALISTISCHE MODELLE

Eines der scheinbar stärksten Argumente gegen die Ökonomik zielt auf gängige Lehrmeinungen und Modelle, indem es die ihnen zu Grunde liegenden Konzepte und Annahmen als unrichtig ausweist. In den letzten Jahren erfreut sich insbesondere die Widerlegung der Rationalitätsthese – die wie derum zum Kern der neoklassischen Theorie gehört – größter Beliebtheit: Die neoklassische Wirtschaftstheorie modelliert das Marktgeschehen mittels der Annahme eines *homo oeconomicus*, der eine Art ‚rationaler Idiot‘ ist. Er kümmert sich nur um sich selbst, kennt keine andere Motivation als sein Eigeninteresse. Doch dieses Eigeninteresse verfolgt er mit perfekter Rationalität. Dieses Modell enthält noch eine Reihe weiterer Annahmen, etwa, dass alle Marktteilnehmer über alle notwendigen Informationen verfügen, um ihre Entscheidungen zu treffen, und, dass der Markt ein idealer Markt ist – also nicht nur *ein* homo oeconomicus an ihm teilnimmt, sondern alle Marktakteure optimal im Sinne ihres (schmalen) Eigeninteresses agieren.¹²⁴ Dieses Modell lässt sich nun auf vielerlei Weise widerlegen. So haben zahlreiche psychologische Untersuchungen hinreichend gezeigt, dass Menschen nicht unbedingt rational agieren, mehr noch, dass sie oftmals durchschnittlich betrachtet überaus irrational und sogar entgegengesetzt zu ihrem

¹²³ Vgl BACKHOUSE: „*The Rise and Fall of Popper and Lakatos in Economics*“, S. 43.

¹²⁴ Siehe etwa: SPREMANN: *Wirtschaft und Finanzen*, S. 26.

eigentlichen Interesse handeln.¹²⁵ Dazu kommt, dass Menschen auch nicht unbedingt egoistisch handeln, sondern im Gegenteil soziale Normen einfordern, beziehungsweise einhalten, obwohl dieses Handeln ihnen im ökonomischen Sinne einen Nachteil bringt.¹²⁶ Zusätzlich kann in realen Marktsituationen nicht im Geringsten von einer Informationsgleichheit die Rede sein. Im Gegenteil herrscht oftmals eine eklatante Informations-Asymmetrie zwischen verschiedenen Marktteilnehmern.¹²⁷

Doch wie wir bereits in Kapitel 2.5 und 2.5 gesehen haben, spielt es für die Wirtschaftswissenschaft keine Rolle, ob die Prämissen ihrer Modelle falsch sind, egal, ob aus logischen oder aus empirischen Gründen. Das heißt aber nicht, dass die Ökonomik sich hier völlig gegen die Tatsachen immunisiert hat. Sie wendet sogar ein empirisches Verfahren an, um die Qualität ihrer Theorien zu überprüfen. Dieses Verfahren untersucht nun aber nicht Hypothesen, sondern Vorhersagen. Dies mag man aus wissenschaftstheoretischen Gründen kritisieren – auch der Verfasser vertritt die Meinung, dass hier ein Umdenken erforderlich wäre. Doch zugleich sollte respektiert werden, dass es schon seit Jahrzehnten eine regelgeleitete und rationale Methodendebatte in der Wirtschaftswissenschaft gibt, deren aktuelles Ergebnis ist, dass diese Art des Vorgehens dem Wesen des Faches und der untersuchten Materie am besten entspricht. Die Methodendebatte ist offen und keineswegs dogmatisch. Wenn es von Seiten der praktischen Philosophie stichhaltige Einwände gegen das aktuell gültige methodologische Paradigma gibt, so müssen sich Philosophen in diese Debatte einschalten, und aus ihr siegreich hervorzugehen, oder aber akzeptieren, dass ihre Gründe möglicherweise doch nicht so zwingend sind, wie angenommen. Hingegen bedeutet es rein gar nichts, wenn man, entgegen der gültigen Methodologie, die Prämissen der Theorien als falsch herausstellt, und damit meint, nun ökonomische Theorien entkräftet zu haben. Das stimmt zwar auf dem Parkett der Philosophie, und vielleicht sogar auf dem der allgemeinen Wissenschaftstheorie, doch wenn die aktuelle Diskussion sich selbst ernst nimmt, und also Anspruch auf Anerkennung von Seiten der Ökonomik beansprucht, so muss die Argumentation eine andere sein.

¹²⁵ Anm.: Um das zu erfahren, hätten wir allerdings keine Studien gebraucht. Es würde genügen, eine Zeit lang ausführlich Tagebuch zu führen, und sich dabei Rechenschaft über das zu geben, was man getan hat. So viel zum Nutzen der scheinbar veralteten Disziplin Philosophie.

¹²⁶ Anm.: Man denke an moderne Variationen des Gefangenen-Dilemmas und andere spieltheoretische Untersuchungen. Diese zeigen immer wieder, dass sich Menschen nicht Pareto-optimal verhalten, sondern ihren eigenen Kopf haben.

¹²⁷ Zu den Widerlegungen der Rationalitätsthese siehe etwa: SCHLAUDT: *Wirtschaft im Kontext*, S. 64–68.

2.7 » POSTAUTISTISCHE ÖKONOMIK «

Zu Beginn der 2000er Jahre haben Studenten der Ökonomik massive Kritik an Forschung und Lehre geäußert. Begonnen hat dies im Jahr 2000 in Paris, wo Studenten eine Petition veröffentlichten, in der sie nach einem breiteren Spektrum analytischer Blickwinkel verlangten. Und sie hatten damit insofern Erfolg, als ihr Anliegen bis vor den Bildungsminister kam. Zusätzlich wurden international mehr Menschen auf das Anliegen der Studenten aufmerksam, und das führte zu weiteren Streitschriften. Im Jahr 2001 publizierten 27 Doktoranden an der Universität Cambridge eine eigene Petition mit dem Titel „Opening Up Economics“. Auch sie verlangten einen breiteren Ansatz in der Lehre. Zusätzlich setzten sie sich aber auch für eine radikale Veränderung der ökonomischen Forschung ein. Den damaligen Status quo bewerteten sie aus mehreren Gründen als schädlich. Später im Jahr 2001 trafen sich dann Studenten aus siebzehn verschiedenen Ländern in Kansas City, wo sie einen offenen Brief ausarbeiteten. Ihr Brief enthielt sieben Punkte für eine bessere Ökonomik:

1. Das Menschenbild soll sich *nicht* auf den *homo oeconomicus* beschränken. Neben Rationalität sollen auch andere Determinanten menschlichen Verhaltens, wie etwa Gewohnheit, Gender oder Klasse Berücksichtigung finden.
2. Ökonomische Prozesse finden wie alle anderen sozialen Phänomenen in einem kulturellen Rahmen statt. Daher soll die Wirtschaftswissenschaft *kulturelle Unterschiede* berücksichtigen.
3. Die Wirtschaft verändert sich – sie ist dynamisch und nicht statisch. Daher soll die Ökonomik die *historische Dimension* ihres Untersuchungsgegenstandes beachten. Sie soll untersuchen, wie sich die Dinge über Zeit und Raum verändern.
4. Wissenschaftliche Ergebnisse können *nie völlig wertfrei* sein – sie beinhalten immer die persönliche Voreingenommenheit der Forscher. Dies muss immer berücksichtigt werden.
5. Die Ökonomik soll ihre Theorien *empirisch fundieren*.
6. Die Wirtschaftswissenschaft braucht eine größere *Methodenvielfalt*. Neben Ökonometrie und Modellierung sollen auch andere Ansätze als legitime Forschungsmethoden gelten.
7. Es bedarf eines breiteren *interdisziplinären Dialogs*. Einerseits sollen innerhalb der Ökonomik verschiedene Schulen Berücksichtigung finden, andererseits sollen Ökonomen die Entwicklungen in anderen Fächern kennen – insbesondere in den Sozialwissenschaften.

Etwa zwei Jahre später, im Jahr 2003, schrieben Harvard Studenten eine eigene Petition, in der sie nach einer ausgewogeneren Darstellung verschiedener ökonomischer Ansätze in Einführungskursen zur Ökonomik verlangten. Aus den studentischen Petitionen wurde so eine internationale

Bewegung, die unter dem Namen *post-autistische Ökonomik* (Post Autistic Economy) firmiert.¹²⁸ Ihr erklärtes Ziel ist es, die Wirtschaftswissenschaft von ideologischer Verbrämung zu befreien.

„The PAE movement [...] is not about trying to replace neoclassical economics with another partial truth, but rather about reopening economics for free scientific inquiry, making it a pursuit where empiricism outranks *a priorism* and where critical thinking rules instead of ideology.“¹²⁹

Wenn wir uns die Liste der Forscher ansehen, die seit 2000 mit dem Alfred-Nobel-Gedächtnispreis für Wirtschaftswissenschaften ausgezeichnet wurden, scheint es, als hätte zumindest in der Forschung tatsächlich eine grundlegende Veränderung stattgefunden.¹³⁰ So wurden Geroge Akerlof (geb. 1940), Joseph Stiglitz und Michael Spence (geb. 1943) schon 2001 für ihre Analyse von Märkten mit asymmetrischer Information ausgezeichnet. Die Neoklassik geht im Gegenteil vom Modell vollständiger Information aus. 2002 haben Daniel Kahnemann (geb 1934) und Amos Tversky (1937-1996) mit ihrer Arbeit zur Entscheidungstheorie ein großes Loch in das *Rational Choice* Dogma der Neoklassik geschlagen. Und Vernon Smith (geb. 1927) machte Laborexperimente als Forschungsmethode in der Ökonomik salonfähig. Elinor Ostrom (1933-2012) wurde 2009 für ihre Arbeit im Bereich der neuen Institutionenökonomik geehrt. Sie beschäftigte sich mit dem Problem kollektiven Handelns bei knappen natürlichen Ressourcen, die gemeinschaftlich genutzt werden – auch bekannt als das Allmenden-Problem. Spieltheoretische Erwägungen aus dem Dunstkreis der Neoklassik kommen in der Regel zu dem Ergebnis, dass eine Allmende notwendiger Weise dem Untergang geweiht ist, da es ja unter der Annahme rationaler, auf optimalen Eigennutzen bedachter Akteure die *korrekte* Wahl wäre, selbst mehr zu nutzen, als einem zusteht. Ostrom zeigte jedoch, dass Allmenden sehr wohl funktionieren können. Und erst 2017 erhielt Richard Thaler (geb. 1945) den Wirtschaftsnobelpreis für seine Studien auf dem Feld der Verhaltensökonomik. Ihm geht es darum, die Ökonomik auf einem realistischeren Menschenbild aufzubauen. Zusätzlich spricht er sich dafür aus, das Axiom vom homo oeconomicus endlich aufzugeben, da es sowohl aus theoretischer als auch aus empirischer Sicht überholt sei.¹³¹ Thaler hält seinen Ansatz dabei nicht für neu, sondern ordnet ihn im Gegenteil durchaus in die *Grande Tradition* ein.

¹²⁸ Vgl. FULLBROOK (Hrsg.): *A guide to what's wrong with economics*, S. 2–5.

¹²⁹ Ebd., S. 5.

¹³⁰ Eine vollständige Liste der Nobel-Laufenden findet sich etwa unter https://www.nobelprize.org/nobel_prizes/economic-sciences/laureates/index.html (Zugriff am 17.4.2018).

¹³¹ Siehe etwa: THALER, Richard H.: „*Behavioral Economics: Past, Present, and Future*“, in: *Am. Econ. Rev.* 2016 *Vol1067 Pp1577-1600*.

„The rise of behavioral economics is sometimes characterized as a kind of paradigm-shifting revolution within economics, but I think that is a misreading of the history of economic thought. It would be more accurate to say that the methodology of behavioral economics returns economic thinking to the way it began, with Adam Smith, and continued through the time of Irving Fisher and John Maynard Keynes in the 1930s.“¹³²

Aus diesem Grund verwehrt er sich sogar gegen den Terminus Verhaltensökonomik beziehungsweise behavioral economics. Die Wirtschaftswissenschaft untersucht seiner Meinung nach menschliches Verhalten, und nicht die Wirtschaft. Aus diesem Grund plädiert er für eine evidenz-basierte Ökonomik. Und er stellt fest, dass sich die ökonomische Forschung in den letzten Jahren durchaus gegenüber der Empirie geöffnet habe. Wenn diese Entwicklung sich fortsetze, werde in Zukunft jede ökonomische Untersuchung so verhaltensorientiert sein, wie es eben notwendig ist, und die Verhaltensökonomik als eigener Zweig werde verschwinden.¹³³ Die in den letzten Jahren vergebenen Nobelpreise, und eine Verschiebung der Forschungsschwerpunkte deuten darauf hin, dass die Ökonomik sich verändert, und zwar entsprechend den Wünschen der Post-Autismus Bewegung. Ökonomen sind also allem Anschein nach dazu fähig, auf fundierte Kritik zu reagieren, und ihre Praxis entsprechend zu verändern.

¹³² Ebd., S. 1577.

¹³³ Vgl. Ebd., S. 1597.

2.8 ZWISCHENBILANZ

Fassen wir kurz zusammen, was wir über die Qualität der gegen die Ökonomik vorgebrachten Fundamentalkritiken gelernt haben. Wie sich zeigte, kann keine von ihnen einer genaueren Untersuchung standhalten. Der direkte Ideologievorwurf krankt an einem ungeklärten Begriff und einer daraus folgenden schwammigen Terminologie. Er führt in eine Scheindebatte. Übermäßige Mathematisierung und Ignoranz gegenüber der Empirie kann man der Ökonomik nur vorwerfen, wenn man sich nicht tiefergehend mit ihr beschäftigt. Davon, dass die Ökonomik reine Propaganda des Kapitals sei, kann auch keine Rede sein. Das Argument geht völlig an der Realität und am Wesen der Wirtschaftswissenschaft vorbei. Die Behauptung, der Neoliberalismus beherrsche die Ökonomik ist eng mit dem Ideologievorwurf verwoben, und leidet daher an demselben Problem. Ob Neoklassik und Neoliberalismus ein und dasselbe sind, und welches Paradigma die Ökonomik tatsächlich beherrscht lässt sich nicht ohne Weiteres sagen. Die Ökonomik als Scheinwissenschaft zu bezeichnen ist ebenfalls nicht gerechtfertigt. Denn selbst im Falle, dass ihre Methoden vielleicht fehlerhaft sind, so gibt es doch eine regelgeleitete und rationale Methodologie der Wirtschaftswissenschaft. Einwände gegen die Annahmen und Modelle der ökonomischen Theorien scheinen zwar insofern stichhaltig zu sein, als es bei einigen von ihnen tatsächlich gelingt, sie als falsch aufzuweisen. Nur ist damit nichts gewonnen, da für Ökonomen nützliche Vorhersagen wichtiger sind als gültige Prämissen. Diese Einstellung ist fragwürdig, aber nicht unwissenschaftlich. Zudem zeigt sich in den letzten Jahren eine Veränderung der Wirtschaftswissenschaft, die durchaus dem entspricht, was sich interne wie externe Kritiker wünschen. Das Fach ist veränderungsfähig. Alle diese Ergebnisse deuten somit darauf hin, dass der Ideologievorwurf *keine* sachliche Grundlage hat. Doch bevor wir das mit Bestimmtheit sagen können, müssen wir wissen was Ideologie bedeutet. Für den Alltag dürfte dieses Zwischenergebnis jedoch ausreichen, um unser Vertrauen in die Ökonomik zu stärken.

3 Ideologie – Ein unordentlicher Begriff

Mit dieser Arbeit wird weder die Absicht verfolgt, zu zeigen, dass die Wirtschaftswissenschaft eine Ideologie ist, noch wird hier versucht, das Gegenteil zu beweisen. Zumindest nicht bevor klar wird, was ‚Ideologie‘ überhaupt bedeutet. Die Ideologie-Frage in ihrer aktuellen Form ist unsinnig. Entkommen kann man ihr nur, wenn man mit ihr *fertig* wird. Versuchen wir ihr auf andere Weise zu entkommen, holt sie uns immer wieder ein. Wenn etwa gefragt wird, ob die Wirtschaftswissenschaft vielleicht gegenüber einer bestimmten Art des Wirtschaftens voreingenommen sein könnte, steht man schon mitten in der Ideologie-Debatte. Denn Voreingenommenheit ist ein zentrales Merkmal verschiedener Ideologie-Konzepte. So schreibt der Schweizer Philosoph Hans Barth (1904-1965):

„Wer von Ideologie spricht, versucht eine gegnerische geistige oder politische Position zu entwerten, indem er sie als standort- und interessenbedingte Perspektive nachzuweisen trachtet.“¹³⁴

Das bedeutet freilich im Umkehrschluss, dass wir den Vorwurf der Voreingenommenheit nicht erheben können, ohne damit, ob wir wollen oder nicht, auch Ideologie in einem gewissen Sinne zu meinen. Ebenso steht es mit allen anderen scheinbaren Auswegen.

Der Kernpunkt der sogenannten Antiökonomien ist, dass die Wirtschaftswissenschaft eine Ideologie sei. Und diese Auffassung findet in den Geisteswissenschaften durchaus günstige Resonanz. Doch, wie bereits weiter oben gezeigt, ist die philosophische Debatte über den ideologischen Gehalt der Wirtschaftswissenschaft äußerst verfahren, weil Uneinigkeit über den Ideologiebegriff herrscht. Auch außerhalb dieser Debatte bleibt es oft unklar, was genau eine Ideologie ist. Zwar haben sich zahlreiche Denker mit der Frage auseinandergesetzt, doch ihre Antworten sind nicht besonders hilfreich. Peter Tepe (geb. 1948), Professor für Neuere deutsche Literatur und Autor eines Überblickswerkes zum Thema Ideologie, erkennt dieses Problem deutlich:

„Viele Fachtexte weisen darauf hin, dass die Wörter „Ideologie“, „ideologisch“, „Ideologiekritik“ sowie die damit verwandten Ausdrücke in der Wissenschaft, aber auch bereits im Alltag und in den Medien auf sehr unterschiedliche Weise verwendet werden. Der am Thema Interessierte wird so auf verwirrende Weise mit vielfältigen Ideologiebegriffen konfrontiert, die einander zum Teil widersprechen.“¹³⁵

¹³⁴ BARTH, Hans: *Wahrheit und Ideologie*, 2. Aufl., Erlenbach/ Zürich/ Stuttgart: Rentsch 1961, S. 9.

¹³⁵ TEPE, Peter: *Ideologie*, Berlin/ Boston: de Gruyter 2012 (Grundthemen Philosophie), S. 13.

Gerade diese Uneinigkeit, die Widersprüche und Unvereinbarkeiten haben etwas Lehrreiches an sich. Daher stellt der Verfasser hier so knapp wie möglich, aber doch so ausführlich wie nötig verschiedene Ideologietheorien dar. Das gleicht einer Wanderung durch dichtes Gestrüpp und umgefallene Bäume. Auch, wenn wir immer nur ein paar Meter weit sehen, bekommen wir doch am Ende ein Gefühl für die Beschaffenheit des Terrains, für Hänge und Senken, Bachläufe und Schluchten. Sobald wir aber über die Baumgrenze hinauskommen, sehen wir die Dinge mit doppelter Klarheit: Zum einen mit jener der unmittelbaren Erfahrung, zum anderen mit jener der Abstraktion. Und so, wie man einen Berg zu einem großen Teil dafür besteigt, um von ihm herabzublicken, widmet der Autor der Ideologie hier größte Aufmerksamkeit, um *über sie hinaus* zu kommen.

3.1 EINE KURZE BEGRIFFSGESCHICHTE

Es ist zwar ebenso banal, wie eine Schachpartie mit d2 – d3 zu eröffnen, beginnen wir aber trotzdem mit der Etymologie: Das Wort Ideologie setzt sich aus den beiden altgriechischen Termini *ιδέα* und *λόγος* zusammen. Auch wenn der Begriff *lógos* in der Philosophie viele, äußerst weitreichende Bedeutungen hat, die sich im Laufe der Epochen mehrfach verändert haben, können wir ‚Ideologie‘ mit ‚*Wissen von den Ideen*‘ übersetzen. Das klingt nach einer wissenschaftlichen Disziplin. Und als solche war es zunächst auch konzipiert.

Der französische Philosoph Antoine Destutt de Tracy (1754-1836) entwarf mit seinen „*Eléments d'idéologie*“ ein Fach, dessen Aufgabe es sein sollte, den Ursprung unserer Ideen zu untersuchen. Das bedeutete für ihn, die *Quellen* der Erkenntnis, ihre *Grenzen* und den Grad ihrer *Gewissheit* zu untersuchen.¹³⁶ Destutt de Tracy versteht *Idee* also wiederum auf eine spezifische Weise. Während der philosophisch gebildeten Leser sofort an Platon (428/427-348/347 v.Chr.) denken wird, wenn er von Ideen liest, ging es Destutt de Tracy um etwas ganz anderes als die ewigen Urbilder aller Dinge. Er stand in einer Tradition, die spätestens mit René Descartes (1596-1650) begann. Descartes lehnte die Annahme einer Ideen-Welt ab.¹³⁷ Stattdessen bezeichnete er all das als *idea*, was Inhalt unseres Bewusstseins werden kann.¹³⁸ Dieses neue Verständnis des Ideenbegriffs war vielleicht sogar eine Art Revolution – jedenfalls aber eine Neuerung innerhalb der westlichen Philosophie. Und auf diesem neuen Verständnis baute Destutt de Tracy auf.

¹³⁶ Vgl. BARION, Jakob: *Ideologie, Wissenschaft, Philosophie*, Bonn: Bouvier 1966, S. 15.

¹³⁷ Vgl. RITTER, Joachim, Karlfried GRÜNDER und Gottfried GABRIEL (Hrsg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 4, Basel: Schwabe 1974, S. 101.

¹³⁸ Siehe etwa: BARION: *Ideologie, Wissenschaft, Philosophie*, S. 13f.

Die Ideologie sollte die Grundwissenschaft sein, auf der alle weiteren aufbauen sollten. Und sie galt Destutt de Tracy als eine exakte Wissenschaft, die klaren und notwendigen Regeln folgt. Die neue Wissenschaft setzt sich nach der *eigentlichen Ideologie* aus vier Teildisziplinen zusammen. Diese sind Grammatik, Logik, Pädagogik und Moral.

„Die von Destutt de Tracy aufgestellten Prinzipien der I[deologie] waren hinsichtlich ihrer wesentlichen Teile, der Lehre von der Beziehung zwischen Physiologie und Moral, der Abhängigkeit des menschlichen Denkens, Fühlens und Wollens von seiner physischen Existenz, Gemeingut der Schule der Ideologen.“¹³⁹

Dieser Schule gehörte unter anderem auch Jean-Baptiste Say (1767-1832) an, dessen Leistungen auf dem Gebiet der Ökonomik ihm bis heute zu Ruhm verhelfen. Und auch Destutt de Tracy selbst beschäftigte sich ausführlich mit dem, was damals noch *politische* Ökonomie hieß. Wir sehen also eine enge Verbindung von Ökonomie und Ideologie – bloß bedeutet das Wort hier etwas ganz Anderes, als wir es gewohnt sind.

Die Ideologen beschäftigten sich nicht nur in abstrakter Weise mit den Sinneseindrücken und dem Denken, sondern sie verfolgten zugleich ein *politisch-gesellschaftliches Programm*. Die Wissenschaft von den Ideen galt ihnen als Grundlage und Norm für die pädagogische Praxis, politisches Handeln und die Ordnung des Staates. Während der Revolution hatten die Ideologen großen Einfluss auf Unterricht und Erziehung in Frankreich. Und auch Napoléon Bonaparte (1769-1821) war ihnen anfänglich zugetan. Er stand direkt mit ihnen in Kontakt und unterstützte sie sogar. Später wendete sich das Verhältnis und Napoleon richtete sich gegen seine einstigen Günstlinge.¹⁴⁰

„Napoleon gibt [...] dem Begriff [Ideologie] eine neue Bedeutung, indem er <Idee> nicht mehr als sinnlich erfaßten Vorstellungsinhalt, sondern als von der Wirklichkeit losgelöste, bloße Theorie und das Reden von Ideen somit als wesenloses und praxisfernes Rasonieren und Theoretisieren versteht[.]“¹⁴¹

Er macht so die ursprüngliche Selbstbezeichnung der Ideologen zum Kampfbegriff gegen alle philosophischen Theorien die einen Anspruch auf praktische Geltung erheben. Seine Kritik richtete sich gegen die Auffassung, politisches Handeln könne bei reinen Ideen beginnen, und von dort aus in die Praxis voranschreiten. Napoleon war stattdessen davon überzeugt, dass reine Vernunftgründe – seiner Meinung nach wirklichkeitsfremde Spekulationen – keine geeignete Basis bilden, um eine

¹³⁹ RITTER/GRÜNDER/GABRIEL (Hrsg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, S. 158.

¹⁴⁰ Vgl. Ebd., S. 159.

¹⁴¹ Ebd., S. 160.

bessere Gesellschaft zu erreichen. Man müsse den Charakter der Menschen, *so wie sie sind*, in Betracht ziehen, wenn man ihnen zu ihrem Glück verhelfen möchte.¹⁴²

In der Zeit der Restauration der Bourbonen konnten die Ideologen sich keineswegs rehabilitieren. Im Gegenteil: Nun wurden sie für den Verfall des Königreichs und die Terreur der Republik verantwortlich gemacht.¹⁴³ Die beschriebene pejorative Wendung haftet dem Begriff Ideologie bis heute an, obwohl im 18. und frühen 19. Jahrhundert im deutschen Sprachraum zunächst eine andere Deutung überwog. ‚Ideologe‘ hieß hier zum einen Schwärmer, Theoretiker oder Prinzipienmensch. Vielleicht in ähnlicher Weise, wie der heutige Begriff ‚Gutmensch‘ zwar wohlmeinende, aber die Realität verkennende Personen bloßstellen soll.¹⁴⁴ Zum anderen hielt sich aber im gesamten 19. Jahrhundert auch noch eine Auffassung von Ideologie als Ideenlehre, als ‚Wissenschaft von der Entstehung, Entwicklung und von den verschiedenen Arten der Ideen, meist im Zusammenhang mit Logik, Ontologie, Erkenntnislehre oder Psychologie.‘¹⁴⁵ Dieses Verständnis steht zwar in Zusammenhang mit der französischen Schule der Ideologen, doch ‚Idee‘ wird hier noch im platonischen und nicht im sensualistischen Sinne gebraucht.

Erst Marx und Engels verhalfen dem französisch-napoleonischen Ideologieverständnis bzw. der *Ideologiefindlichkeit* auch in Deutschland zur Vorherrschaft. Sie gingen von dem Ideologiebegriff Napoleons aus, und entwickelten ihn weiter. Ihre Überlegungen wirken bis heute stark auf die gesamte Ideologietheorie. Nur wenige verwenden den Begriff gegenwärtig anders denn als Weiterentwicklung oder Ableitung der Marx’schen Theorie. In den letzten Jahren neigt die wissenschaftliche Gemeinschaft aber dazu, das Wort Ideologie von seiner pejorativen Bedeutung zu befreien, und es in *wertfreier* Weise zu verwenden. Der in England lehrende Politikwissenschaftler Michael Freeden (geb. 1944) nimmt in dieser Strömung eine herausragende Stellung ein.

Eine Systematik der Gattungen von Ideologiebegriffen hat Peter Tepe entwickelt. Seine Überlegungen werden wir in Kapitel 4.1 näher betrachten. Für den Moment genügen diesbezüglich einige wenige Andeutungen. Grundsätzlich können wir jedenfalls zwischen *essentialistischen* und *nicht-essentialistischen* Ideologiekonzepten unterscheiden. Essentialistische gehen davon aus, dass es *eine* mögliche korrekte Definition von Ideologie gebe, die alle ihre möglichen Ausprägungen subsumiere. Nicht-essentialistische Ansätze besagen, dass mehrere Ideologiebegriffe einander

¹⁴² Anm.: Dieser Einwand hält nicht. Denn die Ideologen fassen Ideen ja als das, was Inhalt unseres Verstandes werden kann, und schließen Sinneseindrücke in diesen Begriff mit ein. Wie aber Wissen von den Menschen ‚wie sie sind‘ in den Verstand gelangen soll, ohne Sinneseindrücke, und damit also ohne Ideen, muss erst noch jemand darlegen. Es wird aber nicht gelingen; Vermutlich stammt also die negative Konnotation des Begriffs Ideologie aus einem Missverständnis: Denn, würde man bei der Idee als *absolutum* beginnen, und von ihr aus versuchen, auf das Leben einzuwirken, wäre das tatsächlich unlauter.

¹⁴³ Vgl. BARION: *Ideologie, Wissenschaft, Philosophie*, S. 16.

¹⁴⁴ Anm.: Doch hatte diese Bezeichnung wenig Bezug zu Napoleons Kritik an den *idéologiestes*.

¹⁴⁵ RITTER/GRÜNDER/GABRIEL (Hrsg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, S. 161.

grundsätzlich *gleichwertig* seien, welche jeweils zu einer gewissen Frage gehörten, und spezifische Vor- und Nachteile beinhalteten.¹⁴⁶ Als Ideologien werden Weltanschauungen, soziopolitische Bewegungen oder gewisse Arten des Denkens und Sprechens bezeichnet. In den Sozialwissenschaften wird der Begriff heute meist zur Bezeichnung von *Theorien* verwendet. Er impliziert, dass eine so bezeichnete Theorie nicht *wahr* sei. Letztlich kann das Wahrheitskriterium aber die Ideologiefrage nicht klären. Vielmehr geht es darum, dass eine ideologische Theorie nicht (mehr) den Regeln eines wissenschaftlichen Diskurses folgt, und also weder als wahr noch als falsch gelten kann, sondern vielmehr als unnütz bezeichnet werden müsste. (Siehe Kapitel 2.5 *Pseudo-Wissenschaft* und Kapitel 3.1.4 *Kritischer Rationalismus*)

Für die Wirtschaftswissenschaft kommt jede dieser drei Perspektiven grundsätzlich in Frage: Weltanschauung, soziopolitische Bewegung und Theorie. *Erstens* ist die Ökonomik eng mit soziopolitischen Bewegungen verflochten, wenn sie auch nicht mit ihnen ident ist. So entstammen die Axiome der Mainstream-Ökonomik allem Anschein nach vor allem *einer* solchen Bewegung, nämlich dem Neoliberalismus. *Zweitens* fließen ökonomische Erkenntnisse auch in die Doktrinen existierender Weltanschauungen ein. Weder Konservatismus noch Sozialismus wären ohne ihre jeweiligen wirtschaftswissenschaftlichen Fundamente möglich oder denkbar.¹⁴⁷ *Drittens* ist die Wirtschaftswissenschaft ein Korpus von Theorien. Sie könnte also auf jeder dieser Ebenen ideologisch sein. Doch bevor wir darüber entscheiden könnten, ob sie es in der Tat ist, muss der Begriff Ideologie als solcher einmal geklärt sein.

¹⁴⁶ Siehe etwa: TEPE: *Ideologie*, S. 13 f.

¹⁴⁷ Anm.: Dieses Austauschverhältnis zwischen Ideologien im Sinne soziopolitischer Bewegungen und der Ökonomik skizziert Don Ross (s.o.).

3.2 MARX ÜBER IDEOLOGIE

Wie bereits zu Beginn von Kapitel 3 angedeutet, übernahmen Marx und Engels den Ideologiebegriff Napoleons und den ihnen aus der politischen Publizistik der Zeit um 1848 bekannten Gebrauch des Schlagwortes als Ausgangsbasis für ihren eigenen Ideologiebegriff.¹⁴⁸ Allerdings entwickelte Marx keineswegs eine geschlossene Ideologietheorie. Seine Überlegungen auf diesem Gebiet sind zwar profunder Natur und bis heute von großem Einfluss, doch sie geschehen eher ‚en passant‘ im Rahmen seiner ökonomischen und klassentheoretischen Erwägungen.

Marx und Engels gehen davon aus, dass „in jeder Produktionsweise jede Klasse eine ihrer gesellschaftlichen Lage und ihren gesellschaftlichen Interessen entsprechende Ideologie hervorbringe.“¹⁴⁹ Damit richten sie sich gegen den deutschen Idealismus und die in ihm übliche Vorstellung, dass die Ideen das Leben bestimmen würden. Genau an diesem Punkt stieß sich Marx gewaltig. Er erkannte in dieser Auffassung einen kolossalen Irrtum. Und diesen Irrtum schreibt er weitestgehend Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770-1831) zu. Wenn Marx also etwa im Kapital schreibt, er möchte *Hegel vom Kopf auf die Füße stellen*, dann ist damit die Berichtigung eben dieses idealistischen Prinzips gemeint, das er durch das materialistische ersetzen will. Die Stoßrichtung der Kritik ist hierbei durchaus ähnlich mit Napoleons Kritik an den Ideologen. Denn so wie Napoleon gegen die *Idéologues*, wendet Marx gegen die Hegelianer ein, dass man nicht bei den bloßen Ideen beginnen dürfe. Am deutlichsten wird Marx Kritik in der Schrift „Die Deutsche Ideologie“. Hier wendet er sich nicht direkt gegen Hegel, sondern gegen die Junghegelianer Ludwig von Feuerbach (1804-1872), Max Stirner (1806-1856) und Bruno Bauer (1809-1882). Ihrem Denken stellte Marx den historischen Materialismus entgegen, dessen Grundthese es ist, dass nicht die Gedanken die Welt hervorbringen, sondern im Gegenteil *die Welt die Gedanken bestimmt*. Bewusstsein kann nie etwas Anderes sein, als bewusste Existenz, und die Existenz des Menschen ist sein tatsächlicher Lebensprozess.¹⁵⁰ Dies argumentiert Marx auf der Grundlage von Voraussetzungen, die er offen darlegt. Es handelt sich dabei nach seinem Dafürhalten nicht um Dogmen oder Axiome, sondern um *echte* Prämissen. Echt sind sie insofern, als diese Voraussetzungen die realen, materiellen Lebensbedingungen der Menschen sind. Er beginnt also in der Praxis, um zur Theorie zu kommen. Zumindest glaubt er, das zu tun.

¹⁴⁸ Vgl.: RITTER/GRÜNDER/GABRIEL (Hrsg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, S. 162.

¹⁴⁹ LEXIKONREDAKTION DES BIBLIOGRAPHISCHEN INSTITUTS (Hrsg.): *Meyers Großes Taschenlexikon in 24 Bänden*, Bd. 10: Ho-Iz, Mannheim/ Wien/ Zürich: Meyers Lexikonverlag 1981, S. 163 f.

¹⁵⁰ Vgl. MARX, Karl: „*The German Ideology*“, in: SZEMAN, Imre und Timothy KAPOSY (Hrsg.): *Cult. Theory Anthol.*, Chichester ; Malden, MA: Wiley-Blackwell 2011, S. 165.

Die *erste* Voraussetzung aller menschlichen Geschichte ist, dass es Menschen gibt. Daher muss zuerst einmal für das Leben und Überleben gesorgt sein. Und hier unterscheiden sich Menschen von Tieren, sobald sie beginnen ihre Lebensmittel zu produzieren. Sobald sie das tun, produzieren sie zwangsläufig auch ihr unmittelbares materielles Leben mit. Somit entspricht also die menschliche Existenz seinen Produktionsverhältnissen. Die *zweite* Grundvoraussetzung der Geschichte ist die Tatsache, dass die Befriedigung des ersten Bedürfnisses notwendig zu weiteren Bedürfnissen führt. Die Produktion neuer Bedürfnisse ist damit der erste historische Akt. Die *dritte* Grundvoraussetzung ist, dass Menschen weitere Menschen hervorbringen. Wir kommen somit zum einen zur Familie, zum anderen aber allgemeiner dazu, dass bestimmte Produktionsweisen immer mit bestimmten Arten der menschlichen Kooperation im Zusammenhang stehen.¹⁵¹

Erst jetzt kann auch von Bewusstsein die Rede sein. Allerdings schränkt Marx ein, dass der Mensch keineswegs von Haus aus über ein ‚reines‘ Bewusstsein verfüge. Sondern auch dieses Bewusstsein hat eine materielle Basis, nämlich die Sprache, die wiederum aus einer materiellen Notwendigkeit heraus entsteht: Die Sprache ist so alt wie das Bewusstsein – die Sprache *ist* das praktische, auch für andere Menschen existierende, also auch für mich selbst erst existierende wirkliche Bewusstsein, und die Sprache entsteht, wie das Bewusstsein, erst aus dem Bedürfnis und der Notwendigkeit zum Verkehr mit anderen Menschen.¹⁵² Daher ist also Bewusstsein von Beginn an ein soziales Produkt.

Zunächst bleibt es allerdings primitiv oder unmittelbar, also direkt an die äußere Umwelt gebunden. Erst wenn die Arbeitsteilung so weit voranschreitet, dass geistige und materielle Arbeit geschieden werden, befindet sich das Bewusstsein in einer Position, von der aus es sich von der Welt emanzipieren kann. Es kann dann reine Theorie, Theologie, Philosophie und dergleichen mehr produzieren. Und wie wir wissen, können diese durchaus im Widerspruch zu den bestehenden Verhältnissen stehen, diese in Frage stellen oder sogar zu ihrem Umsturz aufrufen. Doch das ist nur dann möglich, so Marx, wenn die bestehenden sozialen Verhältnisse mit der bestehenden *Produktionskraft* in Widerspruch geraten sind. Und der Grund, warum das geschehen kann liegt für Marx wiederum in der Arbeitsteilung selbst. Mit der Teilung der Arbeit geht auch die *Verteilung* einher: sowohl die ungleiche Verteilung der Arbeit, als auch die ungleiche Verteilung ihrer Früchte. So entsteht das, was Marx ‚Klassen‘ nennt.

Wie bereits weiter oben angedeutet, sind für Marx die herrschenden Ideen immer die Ideen der herrschenden Klasse. Sie sind der ideale Ausdruck der dominanten *materiellen* Verhältnisse. Das

¹⁵¹ Vgl. Ebd., S. 165–167.

¹⁵² Vgl. Ebd., S. 167.

deshalb, weil die Individuen, aus denen sich die herrschende Klasse zusammensetzt, denken. Wenn sie also Herrschaft ausüben, so tun sie dies auf vielfältige Weise; unter anderem auch als Denker. Sie regulieren die Produktion und Distribution der Ideen ihrer Zeit.¹⁵³ Wie genau dieser Mechanismus funktioniert, hat Marx allerdings nicht gezeigt.¹⁵⁴

Ideologie ist es nun für Marx, wenn man die herrschenden Ideen von den Herrschenden selbst abtrennt, und ihnen eine eigenständige Existenz zuschreibt. Diesen Vorwurf erhebt er einerseits gegen die Hegelianer, insbesondere gegen die Junghegelianer. Andererseits sagt er, dass die herrschende Klasse auch selbst von dieser Illusion verblendet sei. Diese Verblendung reiche jedoch noch weiter. Denn jede neue Klasse, die den Platz der alten herrschenden Klasse erkämpft, *müsse* ihre partikulären Interessen als das allgemeingültige Interesse aller darstellen. Die revolutionäre Klasse ist in ihrer Funktion zunächst *tatsächlich* Repräsentant der gesamten Gesellschaft, die im Konflikt mit der herrschenden Klasse steht. Daher sind ihre Interessen zu Anfang auch wirklich näher an den Interessen aller anderen nicht-herrschenden Klassen, als es die Interessen der herrschenden Klasse sind. Der Antagonismus zwischen der (neuen) herrschenden Klasse und den beherrschten entwickelt sich erst mit der Zeit, doch er entwickelt sich *zwangsläufig*.

Die einzige Möglichkeit aus diesem Teufelskreis von Klassenkampf und Ideologie herauszukommen, ist für Marx die klassenlose Gesellschaft, also der Kommunismus. Der Anschein, als ob die Herrschaft einer bestimmten Klasse nur die Herrschaft gewisser Gedanken sei, hört von selbst auf, sobald die Herrschaft von Klassen überhaupt aufhört, sobald es also nicht mehr nötig ist, ein besonderes Interesse als allgemeines oder ‚das Allgemeine‘ als herrschend darzustellen.¹⁵⁵

In diesem Sinne wäre die Ökonomik eine Ideologie, wenn sie die Interessen der herrschenden Klasse unserer Zeit als die Interessen aller darstellen würde. Und wenn man Denkern wie Slavoj Žižek oder Colin Crouch Glauben schenken will, so ist dies dieselbe Klasse wie noch zu Marx Zeiten, nämlich die Bourgeoisie – also die Klasse der Kapitalbesitzer. Ihre Ideologie hieße dann Neoliberalismus. Diese Anklage wurde hier schon mehrfach erörtert. Ob sie stichhaltig ist, bleibt fraglich. Selbst wenn die Neoklassik eine Ideologie ist, heißt das nicht unbedingt, dass sie Unrecht hat. Im Gegenteil: Eine Ideologie im Marx’schen Sinne kann auch Recht haben. Denn rein theoretisch könnten die Interessen der herrschenden Klasse sich ja *tatsächlich* mit den Interessen aller decken.

¹⁵³ Vgl. Ebd., S. 167–169.

¹⁵⁴ Siehe etwa: LEOPOLD, David: „Marxism and Ideology: From Marx to Althusser“, in: FREEDEN, Michael, Lyman Tower SARGENT und Marc STEARS (Hrsg.): *Oxf. Handb. Polit. Ideol.*, 1. publ. in paperback Aufl., Oxford: Oxford Univ. Press 2015, S. 26.

¹⁵⁵ Vgl. MARX: „*The German Ideology*“, S. 170.

Obwohl Marx Ideologiebegriff wie wir sehen eine natürliche Grenze zu haben scheint, bleibt er vielen anderen Konzeptionen stark überlegen. Denn Marx ist es nicht nur gelungen, klar zu formulieren, *was* er unter Ideologie versteht. Er hat auch noch zwei Kriterien genannt, anhand derer man Ideologien *erkennen* kann:

1. Darstellung der herrschenden Ideen ohne die Herrschenden.
2. Darstellung der Interessen einer einzelnen (herrschenden) Klasse als das Interesse aller.

Der Wissenschaft kommt die Aufgabe zu, die wahren Verhältnisse hinter den täuschenden Erscheinungen aufzudecken. Und in diesem Kontext unterscheidet Marx zwischen klassischer politischer Ökonomik und sogenannter Vulgärökonomik. Die zweite gibt sich damit zufrieden, die irrlichternden Erscheinungen zu untersuchen, während die erste, die *politische* Ökonomik die ‚wahren‘ Verhältnisse erkennen will.¹⁵⁶

Allerdings schafft Marx es auch selbst nicht, seine Überlegungen in der ‚echten Welt‘ fußen zu lassen. Er scheint zwar bemüht darum, seine Annahmen offen darzulegen, letztendlich macht er dennoch Aussagen über die menschliche Natur, das Bewusstsein und die Wahrnehmung, die überhaupt nicht durch empirische Ergebnisse abgesichert sind. Stattdessen ist seine Bewusstseinstheorie reine Spekulation. Das heißt, seine eigene Philosophie hat letztlich auch keine *wirkliche* materielle Basis, nur eine vorgestellte. Das ist im Vergleich mit den Hegelianern zwar ein Fortschritt, aber keine wirkliche Verbesserung.

Was vielleicht noch stärker gegen Marx Konzept spricht, ist, dass er von einer *unproblematisierten* ‚echten‘ Welt ausgeht, von der er meint, sie sei als solche grundsätzlich sowohl vorhanden als auch auffindbar. Dass sie nicht auffindbar ist, hätte ihm aber schon klar sein müssen. Immerhin hat Kant das etwa hundert Jahre vor Marx Schaffen sehr deutlich in seiner „Kritik der reinen Vernunft“ herausgestellt. Dass Marx nicht erwog, sie könnte womöglich überhaupt nicht vorhanden sein, ist ihm noch zu verzeihen. Denn diese Überlegung hat erst im 20. Jahrhundert mit dem Strukturalismus und Poststrukturalismus so viel Durchschlagskraft gewonnen, dass sie als Argument ernst zu nehmen ist. Die Implikationen dieser Thesen sind aber oft derartig absurd, dass man sie wohl doch besser unbeachtet lässt.

Mit den Marx’schen Bestimmungen sind die auch später wesentlichen Elemente des Begriffs Ideologie ausgesprochen, auch wenn sie kaum wieder im gleichen Sinne verwendet wurden. Ideologiekritik bedeutet dann entweder, die Partikularinteressen aufzudecken, oder sie in der klassenlosen Gesellschaft aufzuheben.¹⁵⁷ Marx Nachfolger weichten den Ideologiebegriff

¹⁵⁶ Siehe etwa: LEOPOLD: „*Marxism and Ideology: From Marx to Althusser*“, S. 25.

¹⁵⁷ Vgl. RITTER/GRÜNDER/GABRIEL (Hrsg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, S. 165.

zusehends auf. Dieser verlor so seine praktische Relevanz für die Kritik. Bereits Wladimir Iljitsch Lenin (1870-1924) wendete Ideologie so, dass er ihr eine Mittlerrolle zwischen dem wissenschaftlichen Sozialismus und dem Bewusstsein des Proletariats gab. Zugleich behält er aber die Marx'sche oder nunmehr vielleicht eher bereits marxistische Auffassung von Ideologie, verstanden als falsches Bewusstsein bei. Ideologie hält er zwar für grundsätzlich überwindbar, er lässt sie aber aus praktischen Gründen zu.¹⁵⁸ Generell bleibt der marxistische Ideologiebegriff nach Lenins Hinzufügungen relativ stabil. Außerhalb der marxistischen Orthodoxie verliert der Begriff aber zusehends an Schlagkraft. Bei Max Scheler (1874-1928) und Karl Mannheim (1893-1947) ist Ideologie dann „nicht mehr auf eine bestimmte Gruppe, Schicht oder Klasse anwendbar. Mit der Zuordnung allgemein zum Sein beziehungsweise bzw. einer irrationalen Geschichte verliert der Begriff seine ideologiekritische Schärfe und wird zur allgemeinen Skepsis gegenüber bewußtseinsmäßigen Wirklichkeitsorientierungen.“¹⁵⁹

¹⁵⁸ Siehe etwa: Ebd., S. 167.

¹⁵⁹ Ebd., S. 170.

3.3 KRITISCHE THEORIE

Die kritische Theorie gründet im historischen Materialismus marxistischer und jung-hegelianischer Prägung. Und ganz in der Marx'schen Tradition kritisieren ihre Vertreter alle Formen des Denkens, welche ihre eigene Bedingtheit vergessen haben. Erklärtes Ziel der kritischen Theorie ist die Aufhebung der Trennung von Theorie und Praxis. Kritisch ist sie dabei insofern, als sie den „Anspruch der Philosophie auf wahre Vernünftigkeit [...] an allen ideologischen Erscheinungen einzulösen gedenkt.“¹⁶⁰

Im Laufe der Zeit entfernte sich die kritische Theorie immer weiter von ihrer Basis in Marx Kritik der politischen Ökonomie, dem historischen Materialismus und der Klassentheorie. Bei dem marxistischen Philosophen Georg Lukács (1885-1971) spielt das Klassenbewusstsein noch eine wesentliche Rolle: In der Bewusstwerdung des Proletariats spitzen sich die Widersprüche der Gesellschaft zu. Das Einnehmen des Klassenstandpunktes erfüllt hier eine objektiv befreiende Aufgabe. Doch schon Max Horkheimer (1895-1973) hat das Vertrauen in das Klassenbewusstsein völlig verloren. Den Widerspruch, in dem die Menschen de facto leben, aufzudecken, ist nun nicht mehr Aufgabe einer genau auszumachenden Gruppe in der sozialen Ordnung, wie etwa dem Proletariat, sondern es wird zur Aufgabe eines ‚vereinzelt Selbstbewusstseins‘.¹⁶¹

In seinem Aufsatz „Traditionelle und kritische Theorie“ stellt Jürgen Habermas die kritische Theorie als eine neue Auffassung dessen dar, was ‚Theorie‘ *bedeuten* soll. Er kontrastiert Theorie als ‚Kritisches Verhalten‘ mit dem Ziel menschlicher Selbsterkenntnis und dem Interesse an vernünftigen (gesellschaftlichen) Zuständen mit dem Verständnis von Theorie als System logisch verbundener, allgemeiner Sätze, das in der Neuzeit durch die Naturwissenschaften entstanden ist. Solchen verbundenen Systemen steht die kritische Theorie von Anfang an äußerst skeptisch gegenüber. Max Horkheimer und Theodor Wiesengrund Adorno (1903-1969) radikalisierten die schon bei Marx vorkommende These von der ideologischen Natur *aller* philosophischen Theorien. Horkheimer und Adorno zufolge ist so gut wie jeder ungebrochene Gedankenzusammenhang unwahr im Sinne der Ideologie.

„Theorie ist nur ein Element im geschichtlichen Prozess, ihre Bedeutung lässt sich nur im Zusammenhang mit der geschichtlichen Situation bestimmen.“¹⁶²

¹⁶⁰ BUBNER, Rüdiger: „Was ist Kritische Theorie?“, in: APEL, Karl-Otto (Hrsg.): *Hermeneutik Ideol. Mit Beiträgen Von Apel Bormann Bubner Gadamer Giegel Habermas*, 1. Aufl., Frankfurt am Main: Suhrkamp 1971 (Theorie-Diskussion), S 161.

¹⁶¹ Vgl. Ebd., S. 178.

¹⁶² Ebd., S. 168.

Jeder Gedanke muss also auf seine historischen Entstehungsbedingungen und die damit verbundenen realen Interessen bezogen werden. Als *Ideologie* gilt es, wenn diese Interessen zum Verschwinden gebracht werden.¹⁶³ So sah etwa Max Horkheimer Ideologie als Wissen, das sich seiner Abhängigkeit von der Praxis nicht bewusst ist.¹⁶⁴

Vertreter der kritischen Theorie ziehen aus den obigen Überlegungen den Schluss, dass *keine* Theorie einen legitimen Anspruch auf Wahrheit erheben kann. Ideologie wird hier zu einer *totalen*, alles umfassenden Instanz. Das führt notwendiger Weise zu einem Prozess der unendlichen Negation: Alles ist falsch, alles wird kritisiert. Die kritische Theorie muss deshalb letztlich auch darauf verzichten, ihren Inhalt positiv zu formulieren. Denn sonst würde sie sich selbst ihrer eigenen unendlichen Negation preisgeben. Habermas ist in dieser Hinsicht konsequent. Er gibt zu, dass sich die kritische Theorie nur in Auseinandersetzung mit *anderen* theoretischen Positionen explizieren kann.

„Kritische Theorie tritt hier gar nicht erst als Theorie sui generis auf, sondern expliziert sich von vorneherein nur in der Auseinandersetzung mit anderen Positionen, soweit deren Erkenntnisanspruch und seine Voraussetzungen betroffen sind.“¹⁶⁵

Ideologiekritik bedeutet im Rahmen der kritischen Theorie die historische Bedingtheit einer Theorie explizit zu machen, und die mit ihr verbundenen Interessen offen zu legen. Doch gerade dabei gerät die kritische Theorie in Schwierigkeiten, weil sie sich ja auch selbst reflektieren müsste, was sie aber nicht kann.

3.3.1 WISSENSCHAFT UND TECHNIK ALS IDEOLOGIE

Jürgen Habermas baut zwar auf Marx auf, aber ohne klassentheoretischen Hintergrund. Daher löst er auch seinen Ideologiebegriff von dem der Klasse ab. Vielmehr ist für Habermas Ideologie als *Verfall der Öffentlichkeit* zu verstehen, als eine entpolitisierte Öffentlichkeit.¹⁶⁶ Habermas ist sich dabei durchaus bewusst, dass er zwei Kernkonzepte der Marx'schen Theorie aufgibt, nämlich Klassentheorie und Ideologiekonzept. Das tut er nicht aus einer Laune heraus, sondern deshalb, weil er es für notwendig hält, um den zu seiner Zeit vorherrschenden gesellschaftlichen Bedingungen gerecht zu werden. In seinem Aufsatz „Technik und Wissenschaft als ‚Ideologie‘?“ schreibt er:

¹⁶³ Siehe etwa: Ebd., S. 161–164.

¹⁶⁴ Vgl. RITTER/GRÜNDER/GABRIEL (Hrsg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, S. 171.

¹⁶⁵ BUBNER: „*Was ist Kritische Theorie?*“, S. 182.

¹⁶⁶ Vgl. RITTER/GRÜNDER/GABRIEL (Hrsg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, S. 171.

„[D]ie kapitalistische Gesellschaft hat sich [...] so verändert, daß zwei Schlüsselkategorien der Marxschen Theorie, nämlich Klassenkampf und Ideologie, nicht mehr umstandslos angewendet werden können.“¹⁶⁷

In der spätkapitalistischen Gesellschaft treten sich Menschen nicht mehr als sozioökonomische *Klassen* gegenüber – das Klassenverhältnis ist mediatisiert. Der staatlich geregelte Kapitalismus stellt den Klassenkonflikt durch eine Entschädigungspolitik ruhig. An die Stelle der Ideologie des freien Tausches – die zumindest noch auf die Grundfigur herrschaftsfreier und für alle Seiten befriedigender Interaktion zurückzuführen ist – tritt eine *Ersatzprogramm*, die sich am Staat als ausgleichende Instanz für die Fehlleistungen der freien Marktwirtschaft orientiert. Politik bekommt so einen negativen Charakter:

„[S]ie ist an der Beseitigung von Dysfunktionalitäten und an der Vermeidung von systemgefährdenden Risiken, also nicht an der *Verwirklichung praktischer Ziele*, sondern an der *Lösung technischer Fragen* orientiert.“¹⁶⁸

Der demokratische Willensbildungsprozess verliert seine Funktion weitestgehend, und verkommt stattdessen zu einer plebiszitären Entscheidung über die Führungsriege des Verwaltungspersonals des Kapitalismus.

Die wichtigste Produktivkraft im Spätkapitalismus ist nach Habermas nicht mehr die Arbeitskraft, sondern der wissenschaftlich-technische Fortschritt, der mittlerweile zu einer unabhängigen Mehrwertquelle geworden sei.¹⁶⁹ Von diesem Fortschritt hängt die wichtigste Systemvariable ab, nämlich das Wirtschaftswachstum. Und so *scheint* die Entwicklung des gesellschaftlichen Systems durch die Logik des wissenschaftlich-technischen Fortschritts bestimmt zu sein. Der Komplex von *Technik und Wissenschaft* dient hier *als Ideologie*, in dem Sinn, dass sie die realen Verhältnisse verdeckt. Die Politik muss dann scheinbaren Sachzwängen folgen. Und der Hinweis auf diese Sachzwänge entpolitisiert die Öffentlichkeit. Die Entpolitisierung der Massen wird durch das technokratische Bewusstsein legitimiert. „Der ideologische Kern dieses Bewußtseins ist die *Eliminierung des Unterschieds von Praxis und Technik* [...].“¹⁷⁰ Anders ausgedrückt: Die gesellschaftlichen Verhältnisse erscheinen notwendig, weil die wissenschaftlich-technischen

¹⁶⁷ HABERMAS, Jürgen: „*Technik und Wissenschaft als ‚Ideologie‘?*“, in: *Man World 1* (1968), S. 483–523, hier S. 508.

¹⁶⁸ Ebd., S. 504.

¹⁶⁹ Anm.: Diese These ist mehr als verwunderlich. Denn Marx stellt ganz klar heraus, warum die Produktionsmittel gesamtgesellschaftlich betrachtet niemals zur Quelle des Mehrwerts werden können. Marx Analyse ist ohne Frage kontrafaktisch, sie lässt sich aber nur widerlegen, wenn die Arbeitswerttheorie entweder aufgeben oder zumindest relativiert wird. Das tut Habermas jedoch nicht. Doch *innerhalb* des Marx’schen Systems ist die Vorstellung von „Know-How“ als Mehrwertquelle nicht zulässig.

¹⁷⁰ HABERMAS: „*Technik und Wissenschaft als ‚Ideologie‘?*“, S. 513.

Rahmenbedingungen den Anschein von Notwendigkeit erwecken. Das folgende Zitat illustriert Habermas Überlegungen gut:

„Eine Betrachtungsweise, die die ökonomischen Bewegungsgesetze der Gesellschaft methodisch zunächst einmal isoliert, kann nur so lange beanspruchen, schlechthin den Lebenszusammenhang der Gesellschaft in seinen wesentlichen Kategorien zu erfassen, als Politik von der ökonomischen Basis abhängig ist, und diese nicht umgekehrt auch schon als eine Funktion der mit politischem Selbstbewußtsein ausgetragenen Konflikte begriffen werden muß.“¹⁷¹

Dass er im Titel seines Aufsatzes Ideologie unter Anführungszeichen setzt, zeigt, dass Habermas die Bedeutung des Wortes *bewusst* verändert. Er entfernt sich hier sehr weit von Marx Ideologiebegriff. *Ideologiekritik* bedeutet hier, das Moment der politischen Legitimation hervorzuheben.¹⁷² Politisch im eigentlichen Sinne wären sogenannte ‚praktische‘ Fragen. Etwa: „Wie wollen wir leben?“, statt „Was brauchen wir zum Leben?“ Als mögliche Träger dieser Art von *praktischer Ideologiekritik* sieht Habermas Studenten und Schüler. Sie könnten die Legitimationsgrundlage des Spätkapitalismus zum Einsturz bringen.¹⁷³

Wir müssen uns fragen, ob Habermas nicht Ideologie produziert wo er meint, sie zu analysieren. Denn letztlich referiert er auf eine Instanz von herrschenden Ideen, ohne die Herrschenden zu nennen, von denen diese Ideen ausgehen. Er meint stattdessen, das System als solches produziere diese Ideen. Das ist aber Obskurantismus, wie ihn Marx an den Junghegelianern kritisierte. Habermas Vorstellungen davon, was Ideologiekritik sei, und wie sie stattzufinden habe, sind sehr vage und allerhöchstens für die politische Praxis brauchbar, jedoch keinesfalls für eine theoretische Untersuchung. Erhellend sind hingegen seine Andeutungen darüber, wie Wissenschaft und Technik sich verselbstständigen können, und so Notwendigkeiten erscheinen lassen, wo es keine gibt.

¹⁷¹ HABERMAS, Jürgen: *Theorie und Praxis. Sozialphilosophische Studien*, 2. Aufl., Frankfurt am Main: Suhrkamp 1980 (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 243), S. 228.

¹⁷² Vgl. RITTER/GRÜNDER/GABRIEL (Hrsg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, S. 173.

¹⁷³ HABERMAS: „*Technik und Wissenschaft als ‚Ideologie‘?*“, S. 522.

3.4 KRITISCHER RATIONALISMUS

Poppers kritischer Rationalismus soll hier nur angedeutet werden, da die wesentlichen Punkte bereits in Kapitel 2.5 *Pseudo-Wissenschaft* angeführt sind. Obwohl sich Popper intensiv mit Sozialphilosophie beschäftigte, ist der kritische Rationalismus hauptsächlich als *Erkenntnistheorie* von Relevanz. Als solche hat er auch in die Wirtschaftswissenschaft Eingang gefunden.

In „Die offene Gesellschaft und ihre Feinde“ setzt sich Popper mit Ideologien im Sinne von täuschendem, tendenziösem oder fehlerhaftem Denken auseinander. Auch Ideologien als sozio-politische Programme geraten dabei notwendiger Weise in den Blick. Allerdings entwickelt Popper keine eigenständige Ideologietheorie, sondern er setzt die Bedeutung dieses Terminus weitestgehend al gegeben voraus. Aus seinen Kontextualisierungen wird klar, dass es ihm vornehmlich um *politische* Ideologien und die ihnen zu Grunde liegenden philosophischen Systeme geht. Popper ist darum bemüht, auf die generelle Unsicherheit und Vorläufigkeit des menschlichen Wissens hinzuweisen, um so gegen versteinerte oder ‚absolute‘ Bedeutungssysteme vorzugehen. In ihnen sieht er die Grundlage für den Totalitarismus in seinen verschiedenen Erscheinungsformen, den es zu besiegen gilt, indem man seine philosophischen Grundlagen vernichtet.¹⁷⁴

In Deutschland sind die Lehren Karl Poppers hauptsächlich durch den Philosophen und Soziologen Hans Albert vertreten und weiter ausgebaut worden.¹⁷⁵ Sein Werk „Ökonomische Theorie als politische Ideologie“ will Albert als Ideologiekritik verstanden wissen. Es geht dabei um das ideologische Element im ökonomischen Denken und dessen Einfluss auf die ordnungspolitische Debatte. Ordnungspolitik ist ein Teilbereich der Wirtschaftspolitik, bei dem es um die allgemeine Gestaltung der Wirtschaftsordnung geht.¹⁷⁶ Alberts zentraler Punkt ist, dass die Unterscheidung von deskriptiven und normativen Wissenschaften unaufhebbar bleibt, so lange nicht synthetische *Werturteile* a priori als möglich nachgewiesen werden. Aus diesem Grund müssen wir an der Unterscheidung zwischen technischer Möglichkeitsanalyse und ethischer Entscheidung festhalten. Das ökonomische Denken beansprucht laut Albert jedoch, eine mittlere Position einnehmen zu können, in einem Bereich reiner Mittelbewertung. Das Grundprinzip dieses Denkens ist das Rationalitätsprinzip, an mancher Stelle auch Rationalprinzip genannt „mit dessen

¹⁷⁴ Siehe etwa: POPPER, Karl R.: *Die offene Gesellschaft und ihre Feinde I. Der Zauber Platons*, 4. Aufl., München: Francke 1975, S. 28–37.

¹⁷⁵ Vgl. STÖRIG, Hans Joachim: *Kleine Weltgeschichte der Philosophie*, 18. Aufl., Stuttgart: Kohlhammer 2016, S. 782.

¹⁷⁶ Siehe etwa: EUCKEN, Walter und Walter OSWALT: *Ordnungspolitik*, 1. Aufl., Münster: LIT 1999 (Reihe Zweite Aufklärung 1).

Hilfe Entscheidungen über die »richtige« Mittelverwendung auf der Grundlage gegebener Zwecksysteme möglich zu sein scheinen“.¹⁷⁷

Albert stellt fest, dass die Gleichgewichtsökonomik und das von ihr postulierte statische System die ökonomische Variante der *Ideologie der Demokratie* sei. Diese Ideologie der Demokratie besteht in einer Scheinwirklichkeit, die durch die Repräsentationsfiktion und die Fiktion von der sogenannten vikarischen Funktion der Regierung erschaffen wird.¹⁷⁸ Die maßgeblichen gesellschaftlichen Entscheidungen erscheinen durch diese Verschleierung als ‚von unten‘ getroffen, wodurch aber die realen Machtverhältnisse verdeckt werden. Oder, wie Albert es an anderer Stelle treffend sagt: Die Ideologie der Demokratie ist diejenige Ideologie, die die Herrschaft der Beherrschten behauptet. Sie behauptet, das Volk sei *tatsächlich* der Souverän der demokratischen Gesellschaft, während in Wahrheit weiterhin Eliten herrschen. Die uns von Rousseau wohl bekannte These von der Volkssouveränität verwirft Albert unter Bezug auf das Denken Gaetano Moscas und Robert Michels (1876-1936) als unhaltbar. Zunächst deshalb, weil weder der Wähler selbst die wesentlichen Entscheidungen des politischen Lebens trifft, noch der Konsument in der Lage ist, über die Menge und die Art der Produktion selbst zu entscheiden.¹⁷⁹ Gaetano Mosca machte das im Hinblick auf das politische Leben deutlich: Die Wahlberechtigten können ja nicht einen *beliebigen* Kandidaten wählen, sondern nur einen, der von der ‚herrschenden Minderheit‘ nominiert wurde.¹⁸⁰ Des Weiteren ist es nach Albert undenkbar, dass jemand *tatsächlich* der Delegierte des Volkes sei, dass also die Regierung letztlich eine vikarische Funktion erfülle. Denn Souveränität kann ihrem Wesen nach nicht delegiert werden. Wer seine Souveränität delegiert, dankt als Souverän ab. Und so sind Wahlen zugleich Ausdruck und Vernichtung der Volkssouveränität. Dies soll übrigens, wenn man Albert glauben darf, auch schon Rousseau klar gewesen sein.¹⁸¹

Die Ökonomik wiederholt nun diese Ideologie der Demokratie auf ihre Weise. Die ökonomische und die politische Variante dieser Ideologie haben eine

„vollkommen analoge Struktur und unterliegen daher einer ähnlichen Kritik. Der Idee der Souveränität des Konsumenten und der *übergreifenden Zurechnung im ökonomischen Bereich* entspricht in der

¹⁷⁷ ALBERT: *Ökonomische Theorie als politische Ideologie*, S. 120.

¹⁷⁸ Anm.: Albert verwendet den Begriff „demokratische Ideologie“. Diesen Begriff halte ich für irreführend. Denn er müsste eigentlich eine Ideologie bezeichnen, deren Inhalte auf demokratische Weise entstanden sind. Daher setzte ich an diese Stelle die Ideologie der Demokratie.

¹⁷⁹ Vgl. ALBERT: *Ökonomische Theorie als politische Ideologie*, S. 95–97.

¹⁸⁰ Vgl. MOSCA, Gaetano: *Die herrschende Klasse*, Salzburg: Das Bergland Buch 1950, S. 217.

¹⁸¹ Vgl. ALBERT: *Ökonomische Theorie als politische Ideologie*, S. 98 f.

*politischen Sphäre die Idee der Souveränität des Wählers und der übergreifenden Zustimmung. Der [...] vikarischen Fiktion der Unternehmer entspricht die Repräsentationsfiktion.*¹⁸²

Hans Alberts Ideologieverständnis steht unter dem starken Einfluss des Positivismus durch Theodor Geiger (1891-1952) und Gustav Bergmann (1906-1987). Geiger definierte Ideologien als Aussagen, die sich als Sachaussagen ausgeben, aber in Wahrheit a-theoretische, nicht der objektiven Erkenntnis zugehörige Bestandteile enthalten. Sie kleiden Werturteile und anderes in die Form objektiver Aussagen. Der österreichische Philosoph und Ideologiekritiker Ernst Topitsch (1919-2003) verwendete einen breiteren Ideologiebegriff. Die Verbrämung von Werturteilen als wissenschaftliche Aussagen ist hier nur ein Teil dessen, was Ideologie ausmacht. Dazu gehören auch bipolare Weltdeutungen (Wer nicht für mich ist, ist gegen mich.), Leerformeln und der Anspruch auf absolute Wahrheiten.¹⁸³ Alle diese Elemente meint Albert im *Ökonomismus* entdeckt zu haben.¹⁸⁴

Ideologische Aussagensysteme sind laut Albert durch zwei Eigenschaften gekennzeichnet. I. Erstens enthalten sie unwahre Aussagen und II. zweitens sind diese Unwahrheiten für den politischen Kampf brauchbar.

„Ideologie ist sicher jede *Scheintheorie*, die als politische *Waffe* verwendet wird, und deren Motivationskraft meist in umgekehrtem Verhältnis zu ihrem Erkenntniswert steht. In diesem Sinne ist der *Ökonomismus* [...] ohne Zweifel eine Ideologie und verdient damit, um der Wahrheit willen destruiert zu werden.“¹⁸⁵

Genau hierin sieht Albert die Aufgabe der Ideologiekritik: Sie soll die Propaganda der Herrschenden als solche entlarven, und diese so zwingen, ihre wahren Argumente offen zu legen.

Auch wenn Hans Albert in sehr bissiger Weise den Ideologie-Vorwurf erhebt, so tut er dies nicht global. Er sagt nicht, die *ganze* Wirtschaftswissenschaft sei ideologisch, sondern er stellt fest, dass es in ihrer Anlage ein ideologisches Element gibt, das in der ordnungspolitischen Debatte zum Vorschein tritt.¹⁸⁶ Anders ausgedrückt sagt Albert eben nicht, die Ökonomik sei keine Wissenschaft, sondern im Gegenteil versucht er, sie auf ihren streng wissenschaftlichen Anteil zu beschränken und das „Arsenal des wissenschaftlichen Denkens“ vor unberechtigten Eindringlingen zu schützen;¹⁸⁷ namentlich solchen, die dieses Denken für politische Ziele instrumentalisieren. In

¹⁸² Ebd., S. 123.

¹⁸³ Vgl. RITTER/GRÜNDER/GABRIEL (Hrsg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, S. 175.

¹⁸⁴ **Anm.:** Darunter zählt er übrigens auch den Marxismus, was ebenso scharfsinnig wie einzigartig ist.

¹⁸⁵ ALBERT: *Ökonomische Theorie als politische Ideologie*, S. 125.

¹⁸⁶ Vgl. Ebd., S. XV.

¹⁸⁷ Vgl. Ebd., S. 124.

diesem Sinne unterscheidet Albert zwischen *Ökonomik* und *Ökonomismus*. Den zweiten hält er für ein Übel, das es zu überwinden gilt, doch trifft diese Einschätzung keineswegs die ganze Ökonomik. Aus diesem Grund ist Albert auch nicht den Anti-Ökonomen zuzurechnen.¹⁸⁸ Seine Kritik richtet sich nicht eigentlich gegen die Ökonomik, sondern gegen den *Restbestand des Utilitarismus*, der sich seiner Meinung nach in der *Ideologie* der Marktwirtschaft, der *Ideologie* der Kalkulation und in der *Ideologie* der Wirtschaftsrechnung ausdrückt.¹⁸⁹ Die Schwächen des Utilitarismus haben sich laut Albert vor allem in der neoklassischen Ökonomik gezeigt.¹⁹⁰ Der Neoklassik als solcher steht Albert daher zwar ebenfalls kritisch gegenüber und widmete der Frage, wie man sie überwinden könne sogar ein ganzes Buch.¹⁹¹ Doch geht es in Alberts durchaus radikaler Kritik nicht darum, die Ökonomik als Ideologie zu entlarven, sondern darum, sie zu verbessern. Das bedeutet vor allem, ihr wissenschaftstheoretisches Fundament und ihre Methoden zu kritisieren, und im Anschluss *Alternativen* zu entwickeln. Alberts Vorschlag ist es, die Autonomie der Ökonomik, die er zunächst theoretisch als unhaltbar ausweist, aufzugeben, und ihr Erkenntnisprogramm mit dem der Soziologie zu verbinden.¹⁹²

Hans Albert ist nach Meinung des Verfassers einer der seriösesten Vertreter des Ideologievorwurfes, weil er über umfassendes ökonomisches Sachwissen verfügt, seine Arbeiten sich durch hohe sprachliche Klarheit auszeichnen und er auch sich selbst in seiner Kritik nicht schont.¹⁹³ Dennoch unterlaufen ihm mehrere Fehler, die wir auch von anderen Denkern kennen. So bleibt auch hier die Trennung zwischen Schein und Wirklichkeit problematisch, weil damit ein naiver materialistischer Monismus beschworen wird. Zudem erklärt sich Alberts Ideologieverständnis zwar aus seinem philosophischen Werdegang, sachlich *zwingend* ist es aber nicht, sondern bestenfalls *zulässig*. Sein Ideologiebegriff ist zwar recht deutlich und damit operationalisierbar, zugleich aber bedeutungslos in dem Sinne, dass er keine zusätzliche Erhellung des Sachverhaltes bringt oder bringen kann. Wie wir weiter oben gesehen haben, sind seine Kriterien dafür, ein Aussagensystem als ideologisch zu entlarven, dass es I. unwahre Aussagen enthalten muss und, dass diese Aussagen II. für den politischen Kampf geeignet sein müssen. Selbst wenn wir diese Kriterien – oder besser, dieses Kriterium, denn II. ist nur eine nähere Definition von I. – verschärfen, und also sagen, die unwahren Aussagen müssen nicht nur *geeignet* sein, im

¹⁸⁸ Anm.: Was die Anti-Ökonomik ausmacht, wird in Kapitel 1.4 eingehend erläutert.

¹⁸⁹ Vgl. ALBERT: *Ökonomische Theorie als politische Ideologie*, S. XVI.

¹⁹⁰ Vgl. Ebd., S. 134.

¹⁹¹ Siehe: ALBERT, Hans: *Marktsoziologie und Entscheidungslogik. Zur Kritik der reinen Ökonomik*, Tübingen: Mohr Siebeck 1998.

¹⁹² Siehe: EBD.

¹⁹³ Anm.: In neueren Ausgaben seiner Werke findet sich oft auch eine Kritik der alten Ausgaben und eine Korrektur der alten Fehler, die oft so weit geht, dass die neue Ausgabe im Grunde ein neues Buch ist, das mit dem alten nur noch thematisch verwandt ist.

politischen Kampf verwendet zu werden, sondern sie müssen auch *tatsächlich* in diesem verwendet werden, ist damit nichts gewonnen. Es genügt ja völlig, diese Aussagen dann als das zu bezeichnen, was sie sind, nämlich als sachlich unrichtige politische Kampfbegriffe. Wenn wir stattdessen das Wort Ideologie verwenden, geben wir den bereits konkret erkannten Sachverhalt Preis, indem wir ihn durch einen diffusen Terminus ersetzen, der für alles und nichts gebraucht werden kann, und keine eindeutige Bedeutung hat, ja noch nicht einmal eine endliche Zahl verschiedener Bedeutungen. Aufgrund dieser begrifflichen Unschärfe kann uns auch Albert keine eindeutige Definition dafür liefern, was unter Ideologie zu verstehen wäre.

3.5 MORPHOLOGISCHE IDEOLOGIE-ANALYSE

Die morphologische Ideologie-Analyse geht auf die US-Amerikanische Schule der Wissenssoziologie zurück. Diese beginnt bei einem *neutralen* Ideologiebegriff, der alle Arten von geschlossenen Gedankensystemen bezeichnen kann. Eine Ideologie ist hier ein System von Glaubenssätzen beziehungsweise Überzeugungen, welches den Mitgliedern einer sozialen Gruppe gemeinsam ist. Dieses System dient dazu, gesellschaftliches Handeln und gesellschaftliche Wertsetzungen möglich zu machen.

„Nur mit Hilfe einer I[deologie] kann man die Wirklichkeit, die Vielfalt ihrer Informationen, begreifen und handelnd beantworten.“¹⁹⁴

Eindeutige Erkennungszeichen von Ideologien gibt es nicht, auch wenn einige Vertreter dieser Theorie ein hinreichendes Kriterium darin sehen, dass ein Gedankensystem den Anspruch auf praktische Durch- oder Umsetzung enthält.¹⁹⁵

Die morphologische Ideologie-Analyse wurde von dem amerikanischen Politikwissenschaftler und Philosophen Michael Freedon entwickelt. Er steht in der oben genannten Tradition der amerikanischen Wissenssoziologie und beansprucht, von einem neutralen oder auch wertfreien Ideologiebegriff auszugehen. Für ihn enthält *jedes* politische Denken die grundlegenden Eigenschaften von Ideologien.¹⁹⁶ Worin genau diese Eigenschaften bestehen, lasse sich aber wiederum nicht mit Bestimmtheit sagen. Statt einen einheitlichen, von oben kommenden Ideologiebegriff zu definieren, meint Freedon eher so etwas wie eine *Familienähnlichkeit* im Sinne Ludwig Wittgensteins (1898-1951) feststellen zu können. Das heißt also, Ideologien lassen sich

¹⁹⁴ RITTER/GRÜNDER/GABRIEL (Hrsg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, S. 178.

¹⁹⁵ Siehe etwa: TEPE: *Ideologie*.

¹⁹⁶ Vgl. FREEDEN, Michael: „*The Morphological Analysis of Ideology*“, in: SARGENT, Lyman Tower, Marc STEARS und Michael FREEDEN (Hrsg.): *Oxf. Handb. Polit. Ideol.*, 1. Aufl., Oxford: Oxford Univ. Press 2015, S. 118.

eben nicht unter den einen Oberbegriff *der* Ideologie schlechthin subsumieren. Laut Freeden ist ihnen aber gemeinsam, dass sie zeitweilige Stabilität in der fundamentalen semantischen Instabilität der sozialen und politischen Welt schaffen.¹⁹⁷ Die Funktion von Ideologien ist es also, Bedeutungen zuzuschreiben und zu fixieren.

¹⁹⁷ Vgl. Ebd.

„Ideologies are then seen to consist of affinities of meaning that are interpreted by their devotees as either ‚true‘ or ‚plausible‘. If ‚true‘, that involves a considerable suspension of belief in the viability of other ideological viewpoints and a suspension of disbelief in one’s own grasp of political values and ends; [...] if ‚plausible‘, the ideology is considered to be more tentative, requiring a struggle over minds and hearts and open to some modification.“¹⁹⁸

Mit seiner morphologischen Analyse untersucht Freedens die Konstruktion und Verteilung von Bedeutung, indem er Einheiten von Ideen betrachtet. Wesentlich ist dabei, dass Ideologien mehrere politischen Konzepte auf eine spezifische Art organisieren.¹⁹⁹ Die Analyse dieser Gebilde findet entlang zweier Hauptachsen statt.

1. Die erste Achse bildet die Unterscheidung zwischen Konzepten, Mikro-Komponenten von Konzepten und deren Verknüpfungen auf der Makroebene. Hier wird untersucht, worin ein Konzept besteht, woraus es sich zusammensetzt und in welchem Zusammenhang es steht.

2. Die zweite Achse ist die Unterscheidung von Kernkonzepten, Anschlusskonzepten und peripheren Konzepten. Nach Freedens bestehen Ideologien aus einem konzeptuellen Kern, der ihr Wesen ausmacht, und die Ideologie als solche zusammenhält. (Liberalismus ohne den Freiheitsgedanken wäre zum Beispiel nicht denkbar.) Daneben gibt es die sogenannte Peripherie, die sich leichter verändert. Diese Veränderungen haben aber auch nur untergeordnete Bedeutung für die Ideologie als Ganzes, die durch den Kern weiterhin stabil bleibt.

Auch wenn Freedens es nicht explizit sagt, so ist sein Ideologieverständnis doch auf *politische Ideologien* reduziert. Anders ausgedrückt: seine Bedeutungssysteme sind *sozio-politische Programme*. Doch selbst wenn eine Wissenschaft ein soziopolitisches Programm vertritt, so ist sie nicht dieses Programm. Das heißt, wir können Freedens für unsere Analyse der Ökonomik nicht brauchen. Möglicherweise ist seine Methode für die Soziologie und Politikwissenschaft geeignet, da sie dabei helfen kann, sozio-politische Programme zu erfassen und ihre Veränderungen zu beschreiben.

Philosophisch betrachtet steht Freedens Ideologiekonzept auf furchtbar wackligen Füßen. Zum Beispiel ist seine Aussage mehr als befremdlich, die Begriffsgeschichte der Ideologie spiele heute keine große Rolle mehr; insbesondere nicht *ab origine* von Destutt de Tracy, den Ideologen und Napoleons Auseinandersetzung mit ihnen bis zu Marx Neuaufnahme dieses Verständnisses in die deutsche Philosophie. Zugleich gibt er nämlich zu, dass Marx und Engels noch heute sehr großen

¹⁹⁸ Ebd., S. 121.

¹⁹⁹ Vgl. FREEDEN: *Ideologies and Political Theory. A Conceptual Approach*, S. 75.

Einfluss auf die Ideologietheorie haben.²⁰⁰ Marx scheint er aber entweder nicht sehr genau gelesen oder aber nicht verstanden zu haben. Freedens geht sogar so weit, das Marx'sche Denken deshalb als ideologisch zu charakterisieren, weil es Anspruch auf praktische Relevanz hat. Denn damit habe Marx den historischen Materialismus von der traditionellen europäischen Philosophie, insbesondere der zeitgenössischen deutschen abgegrenzt.²⁰¹ Als Beleg dafür beruft sich Freedens auf Marx berühmtes Diktum „Die Philosophen haben die Welt nur verschieden *interpretiert*, es kömmt drauf an, sie zu *verändern*.“²⁰² Freedens meint nun, in ‚neuerer Zeit‘ könne dieser Satz dazu dienen, Philosophie von Ideologie abzugrenzen, statt – wie Marx es angeblich getan hätte – zwei Arten von Philosophie zu unterscheiden.

Doch wie wir uns erinnern, war es *Napoleon*, der eine jede Philosophie mit praktischem Anspruch Ideologie nannte, und der zugleich die Bedeutung des Wortes vollständig veränderte und verdrehte. (siehe Kapitel 3.1) Wenn Freedens also die Begriffsgeschichte ignoriert, dreht er sich im Kreis, ohne es zu merken. Er geht aber noch weiter. Freedens meint, die Unterscheidung zwischen Interpretation und Veränderung sei ohnedies unhaltbar, da *alle* Philosophie die Welt verändern könne. Denn alles Denken sei ein Denk-Verhalten. Und dieses könne die soziale Welt verändern, indem es vorherrschende „conceptualizations“ (also schlicht Ideen) verändere.²⁰³ Damit ist er *exakt* dort gelandet, wo Marx die Schwachstelle der Junghegelianer erkannte, nämlich bei der gedanklichen Trennung der herrschenden Ideen (oder eben „conceptualizations“) von den Herrschenden; bei der Vorstellung, man müsse nur die Ideen in den Griff bekommen, und schon hätte man die Welt verändert. Er widerlegt sich also indirekt selbst. Und die Schein-Aufhebung des Unterschiedes zwischen Denken und Handeln ist ein derartig offensichtlicher Sophismus, dass sogar Gorgias (490/485-396 v. Chr.) in schallendes Gelächter verfallen wäre.

Es ist nicht Zweck dieser Arbeit, eine Widerlegung der Freedens'schen Ideologietheorie zu liefern. Doch dieser kurze Abriss sollte genügen, um den Stil seines Denkens zu illustrieren, und dem Leser ein Gefühl dafür zu geben, welch leichte Übung es wäre, Freedens windschief zusammengestückeltes Gedankengebäude abzureißen.

²⁰⁰ Vgl. Ebd., S. 14.

²⁰¹ Anm.: Tatsächlich war das entscheidende Kriterium der Unterscheidung, dass Marx meinte, bei den Tatsachen zu beginnen, während die Junghegelianer bei den Ideen anfangen. Diese Stütze in der Realität ist es, was das *materialistische* Element in Marx Denken ausmacht. Dass diese ‚Tatsachen‘ an sich gar nicht so feststehen, wie Marx das damals meinte (Siehe Kapitel 3.1.2), ist evident.

²⁰² MARX, Karl: „*Thesen über Feuerbach*“, in: ENGELS, Friedrich und Karl MARX: *Werke*, Bd. 3 (1845-1846), hrsg. v. INSTITUT FÜR MARXISMUS-LENINISMUS BEIM ZK DER SED, Berlin: Dietz 1978, S. 7.

²⁰³ FREEDEN: *Ideologies and Political Theory. A Conceptual Approach*, S. 42 f.

3.6 DAS ENDE DER IDEOLOGIEN?

Die These vom Ende der Ideologie wird üblicher Weise dem amerikanischen Soziologen Daniel Bell (1919-2011) zugeschrieben, der 1960 eine Essaysammlung mit dem Titel „The End of Ideology“ veröffentlichte. Doch als dieses Buch erschien, verwendeten Intellektuelle und Sozialwissenschaftler die Phrase vom Ende der Ideologie schon seit etwa einem Jahrzehnt. Grob betrachtet gibt es zwei mögliche Auffassungen davon, was darunter zu verstehen ist: Entweder ist es *das willkommene Ende der Politik der Extreme*, wie sie Europa in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts erschüttert hat, oder aber die *Unterdrückung einer wahrhaft kritischen Öffentlichkeit* durch die Orthodoxie des liberalen Antikommunismus im kalten Krieg. Was diese beiden Deutungen jedenfalls gemeinsam haben, ist die Diagnose, dass die politische Landschaft sich verändert hatte.²⁰⁴

Der Ausdruck ‚Ende der Ideologie‘ wurde in den späten 40er Jahren bekannt; ironischer Weise als direkter Auswuchs eines heftigen ‚ideologischen‘ Kampfes von Intellektuellen, die sich, mit dem Ziel, eine breite antikommunistische Front zu bilden im sogenannten „Kongress für kulturelle Freiheit“ (Congress for Cultural Freedom/ CCF) organisierten. Die Grundidee war, dass Denker, die sich vormals als Gegner gegenüberstanden, mit vereinten Kräften gegen die totalitäre Bedrohung durch die Sowjetunion ankämpfen sollten. Der Romancier Arthur Koestler (1905-1983) meinte 1950 bei einem Treffen des CCF, dass die Worte ‚Sozialismus‘ und ‚Kapitalismus‘, ‚links‘ und ‚rechts‘ beinahe völlig sinnentleert seien, und es besser wäre, diese Begriffe zugunsten der gemeinsamen Sache aufzugeben. Es handelt sich hier also um einen Aufruf, in dem ‚ideologischen‘ Kampf gegen die totalitäre UdSSR Partei für ‚den Westen‘ zu ergreifen – unabhängig davon, welchem politischen Lager man angehört. Dabei handelte es sich aber noch nicht um eine Theorie im eigentlichen Sinn, sondern um eine Gedankenströmung innerhalb der politisch aktiven Intelligenzija. Sie versprach sich viel von einem breiten liberalen Konsens, der die Freiheit gegen den Totalitarismus schützen sollte.²⁰⁵

Der amerikanische Historiker und Aktivist Henry Stuart Hughes (1919-1999) kritisierte den CCF für seine Vorstellung von einem neuen politischen Konsens, die er nicht als hilfreich, sondern im Gegenteil als konservativ und niederdrückend empfand. Er meinte einen Rechtsruck der europäischen Intellektuellen erkannt zu haben, und sah im Denken der CCF einen indirekten Sieg konservativer Elite-Theorien. Für ihn bedeutete die Idee vom Ende der Ideologien ein Ende des

²⁰⁴ Vgl. BRICK, Howard: „*The End of Ideology Thesis*“, in: FREEDEN, Michael, Lyman Tower SARGENT und Marc STEARS (Hrsg.): *Oxf. Handb. Polit. Ideol.*, 1. Aufl., Oxford: Oxford Univ. Press 2015, S. 90, 96.

²⁰⁵ Vgl. Ebd., S. 91–96.

Glaubens an politische Ideen um ihrer selbst willen, eine Anerkennung ihrer Nutzlosigkeit und die Akzeptanz der Imperative der rohen Macht. Auch die Ideen der Frankfurter Schule von der ‚verwalteten Gesellschaft‘ und einer Bürokratisierung der Politik spielten in Hughes Denken eine große Rolle, hatte er doch direkten Kontakt mit Herbert Marcuse (1898-1979) und Otto Kirchheimer (1905-1965). Hughes erkannte hinter der scheinbaren Stabilität der westeuropäischen Politik, dass wirkliche politische Kritik, wirkliche Auseinandersetzungen zusehends unterdrückt würden.²⁰⁶

Obwohl es von Anfang an zwei verschiedene Auffassungen darüber gab, was nun unter dem Ende der Ideologien zu verstehen ist, beziehungsweise, wie man dieses Phänomen bewerten soll, setzte sich letztlich das Verständnis des CCF durch.

Den höchsten Bekanntheitsgrad erreichte die These vom Ende der Ideologien (E.d.I. These) in den 1960er Jahren. Damals entwickelte sich, angeregt von Daniel Bells „*End of Ideologies*“ und Seymour Martin Lipsets (1922-2006) „*Political Man*“ eine rege Debatte rund um das Thema. Bells zentrales Argument lautete: Für die Probleme westlicher Industriegesellschaften ist der Sozialismus als Partei-Programm heute irrelevant. Doch auf diese These gingen nur die wenigsten von Bells Kritikern ein. Stattdessen handelte ein großer Teil der Debatte davon, was unter Ideologie überhaupt zu verstehen sei, und wie man sich ihr Ende vorzustellen habe. Zusätzlich wurde Bell und Lipset vorgeworfen, sie wären völlig zufrieden mit dem von ihnen erkannten status quo, und, dass sie nicht in der Lage wären, politischen Widerspruch zu formulieren. Das waren typische Strohmann-Argumente. Denn während Bell es begrüßte, dass politische Ideologien mit ihren elitären oder messianischen Verheißungen ihre Kraft verloren hatten, fürchtete er, genau wie seine Kritiker, dass wirksame Sozialkritik und eine starke politische Philosophie damit ebenfalls untergehen könnten.

Letztlich erschöpfte sich die Debatte in den 1970er Jahren durch den Einfluss der realen politischen Verhältnisse. Die Politik der Mitte war an ihr Ende gekommen. Es war ein Rechtsruck im globalen Westen zu bemerken, wodurch auch der Laissez-faire Kapitalismus zurückkehrte, den die Theoretiker des Endes der Ideologie bereits als beerdigt betrachtet hatten – weswegen sie ursprünglich der Meinung waren, dass links und rechts, Kapitalismus und Sozialismus keine angemessenen Analyse-Kategorien mehr seien.²⁰⁷

Die realen Gegebenheiten hatten sich also verändert. Dennoch hallte der Gedanke vom Ende der Ideologie noch lange nach. Der amerikanische Historiker und Sozialtheoretiker Howard Brick (geb.

²⁰⁶ Vgl. Ebd., S. 96.

²⁰⁷ Vgl. Ebd., S. 107.

1953) erkennt drei bedeutende Nachfolger der Debatte: den Postmodernismus wie ihn Jean-François Lyotard (1924-1998) formulierte, Francis Fukuyama (geb. 1952) mit seiner These vom Ende der Geschichte und Tony Judt (1948-2010) mit seiner Vorstellung vom Ende der ‚großen‘ Gesellschaften.

Bei Lyotard klingt das Ende der Ideologie insofern nach, als er eine tiefe Skepsis gegenüber Meta-Narrativen äußerte. Lyotard untersuchte eigentlich die Frage, wie Wissen beziehungsweise Wissenschaft in einer postmodernen Welt funktionieren kann. Er erkannte, dass eine Wissenschaft immer gezwungen ist, ihre eigenen ‚Spielregeln‘ zu legitimieren. Diese Legitimationsdiskurse können sich auf bestimmte Meta-Narrative berufen, wie etwa (Hegels) Dialektik, Hermeneutik, die Emanzipation des Subjekts oder die Schaffung von Wohlstand. Als *Postmoderne* bezeichnet Lyotard nun den Unglauben gegenüber Metanarrativen.²⁰⁸ Die Gemeinsamkeit seiner Überlegungen mit der E.d.I. These ist, dass diese ‚Fortschritt‘ als *ein* Metanarrativ erkannte, das seine Stichhaltigkeit eingebüßt hat. Der wesentliche Unterschied ist, dass E.d.I.-Autoren vor dem radikalen Sophismus und Skeptizismus der postmodernen Philosophie zurückschrecken würden.²⁰⁹ 1992 veröffentlichte der Historiker Francis Fukuyama das Buch „The End of History and the Last Man“. Darin stellt er die Behauptung auf, dass die liberale Demokratie westlicher Prägung möglicher Weise das Ende der soziokulturellen Entwicklung des Menschen darstellt. Seiner Meinung nach hat das Ende des kalten Krieges und der Zusammenbruch des Ostblocks auch den Streit zwischen Sozialismus und Liberalismus ein für alle Mal zugunsten des Zweiten entschieden. Er feiert den dabei angeblichen entstandenen ‚weltumfassenden‘ Konsens darüber, dass einzig die liberale Demokratie in der Lage sei, die in der menschlichen Vernunft implizierten Hoffnungen auf Wohlstand, Anerkennung der Person und Gewährung von Grundrechten zu erfüllen.²¹⁰

Genau wie die E.d.I. Theoretiker ist Fukuyama der Meinung, die *großen* Fragen in der Politik seien gelöst. Das zeige sich auch daran, dass die ohnehin schon nur mehr kleinen programmatischen Unterschiede zwischen politischen Parteien im Laufe der Zeit immer kleiner werden.²¹¹ Es gibt aber zwei große Unterschiede zwischen Fukuyamas Überlegungen und der klassischen Formulierung der

²⁰⁸ Vgl. LYOTARD, Jean-François: *The Postmodern Condition. A Report On Knowledge*, Minneapolis: University of Minnesota Press 1984 (Theory and history of literature), S. xxiii f.

²⁰⁹ Siehe etwa: BRICK: „*The End of Ideology Thesis*“, S. 107 f.

²¹⁰ Siehe etwa: FUKUYAMA, Francis: *The End of History and the Last Man*, 1. Aufl., New York / Toronto: Free Press 1992.

²¹¹ Anm.: Das ist übrigens ein Sachverhalt, der mehrfach empirisch überprüft wurde. Und diese Einschätzung scheint in der Tat richtig zu sein. Allerdings ist es schwierig bis unmöglich, die Gründe dafür präzise festzumachen. Allerdings scheinen Joseph Schumpeter und Anthony Downs mit ihren jeweils ökonomisch orientierten Demokratietheorien wesentlich tiefer greifende Erklärungen anzubieten. Sogar Crouch, Wolin und Rancière können das Phänomen mit ihrem doch sehr fragwürdigen Postdemokratie-Konzept besser erfassen, als es Fukuyama tut.

Zur vertiefenden Lektüre siehe etwa: SCHMIDT, Manfred G.: *Demokratietheorien: Eine Einführung*, 5. Aufl., Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss 2010 (Lehrbuch).

E.d.I.-Theorie: I. Erstens spricht er sich eindeutig *für* den Kapitalismus als freie Marktwirtschaft aus, was die sozialdemokratisch orientierten E.d.I.-Theoretiker nicht getan haben. II. Zweitens argumentiert Fukuyama mit Hegels historischer Dialektik. Das heißt also, er bezieht sich genau auf jenen Überbau von systematischer Philosophie, den die E.d.I.-Theorie als Fluch, und als den Auslöser der schlimmsten modernen Albträume verstand.²¹²

Als deutlichsten zeitgenössischen Vertreter der E.d.I.-Theorie bezeichnet Howard Brick den britischen Historiker Tony Judt. Dieser spricht von einem Zeitalter der großen Gesellschaften, das von 1945 bis 1975 gedauert haben soll. In dieser Zeit soll die gelenkte Marktwirtschaft nicht nur ein Garant für das Gemeinwohl gewesen sein, sondern laut Judt soll es auch einen im gesamten ‚Westen‘ vorherrschenden Konsens für die Sozialdemokratie gegeben haben. Die gegenwärtige politische Situation beurteilt er als äußerst trüb. Er erkennt Demokratie-Defizite und eine allgemeine politische Demobilisierung, die viel weiter gegangen sei, als es ein gesunder Rückzug aus ideologisch polarisierten Positionen nahe gelegt hätte. Das hält er für gefährlich. Zusätzlich meint er einen Trend hin zu mehr Ungleichheit ausmachen zu können. Und für all das kennt er auch gleich einen Schuldigen: die ‚rechte‘ Politik, die im Westen in den letzten dreißig Jahre vorherrschend gewesen sei. Die Lösung aller Probleme sieht Judt darin, die soziale Frage wieder auf die politische Agenda zu setzen, und für mehr Gleichheit zu sorgen. Auf der einen Seite gibt Judt zwar zu, dass die Vision einer totalen sozialen Organisation heute in Trümmern liegt, andererseits könne der Mensch aber nicht ohne Leit-Ideen handeln. Letztlich geht es ihm also darum, die Welt zum Besseren zu verändern, ohne dabei aber die alten ‚Meistererzählungen‘ (oder eben Ideologien) zu wiederholen.²¹³

Es ist bezeichnend, dass ausgerechnet die theoretische Position, die laut Howard Brick am nächsten an der klassischen Formulierung liegt, zugleich die tendenziöseste von allen ist. Zum einen lag der wahre Konsens in der Politik westlicher Staaten vermutlich einfach in ihrer keynesianisch geprägten Wirtschaftspolitik. Und diese verfolgten die verschiedenen Politiker nicht etwa aus programmatisch-ideologischen Gründen, sondern, weil sie als *wirksam* galt. Auch, was mit ‚rechts‘ gemeint ist, wird nicht klar. Am ehesten kann man darunter wohl monetaristische oder neoliberale Wirtschaftspolitik verstehen. Doch ob die Politik in diesen Zeiten den aktuellen Paradigmen der Ökonomik folgte, oder, ob die Ökonomik der herrschenden Politik folgte, bleibt zu klären. Zum zweiten ist es mehr als paradox, sich zuerst selbst den Boden der Theorie unter den Füßen weg zu ziehen, und dann doch für ein bestimmtes sozio-politisches Programm zu

²¹² Vgl. BRICK: „*The End of Ideology Thesis*“, S. 108.

²¹³ Vgl. Ebd., S. 108–110.

argumentieren, allerdings, ohne die Fähigkeit, sagen zu können *warum*. Das kann man nur tun, wenn man ein französischer Poststrukturalist ist, und man die Konsequenzen, die aus dieser Meinung notwendig folgen, ertragen kann. Dass Judt sich einem radikalen Skeptizismus verschrieben hat, der so weit geht, die Ausdrucksfähigkeit von Sprache insgesamt, die Integrität des Subjekts oder die Existenz der Realität in Frage zu stellen ist jedoch zweifelhaft.

Eines muss man der Theorie vom Ende der Ideologie zu Gute halten: Es handelt sich bei ihr um eine recht klar umrissene Position mit einem weitestgehend stabilen Verständnis von Ideologien als *sozio-politische Programme* bzw. Weltanschauungen. Die Basis dieser Weltanschauungen sehen die E.d.I. Theoretiker in der Philosophie, und sie meinen, sie durch Pragmatismus besiegen zu können. Was sie dabei aber immer wieder verstecken, ist, dass auch die E.d.I.-Theorie ein sozio-politisches Programm ist. Sie ist das Programm der politischen Mäßigung. Und wie die Vertreter jedes anderen Programmes vor ihnen, halten auch die Vertreter der E.d.I.-Theorie ihr Programm für das letzte, definitive, endgültige. Sie haben, wie alle anderen, nicht recht behalten.²¹⁴

3.7 POSTSTRUKTURALISTISCHES IDEOLOGIEVERSTÄNDNIS

Der poststrukturalistische Ideologiebegriff unterscheidet sich fundamental von den bisher vorgestellten Definitionen. Denn hier steht die Dualität von ‚Wahr‘ und ‚Falsch‘ grundsätzlich in Frage. Wenn es keine fundamentale Wahrheit mehr gibt, wird es fraglich, ob der traditionelle Ideologiebegriff überhaupt noch Sinn macht. Doch statt diesen völlig über Bord zu werfen, haben die Poststrukturalisten ihm ein neues Terrain erschlossen. Statt des Widerstreits zwischen Realität und Ideologie betonen sie, dass unsere Welt durchgehend und unentrinnbar ideologisch sei. Ideologie ist allgegenwärtig.²¹⁵ Diese Auffassung bildet den Kern des poststrukturalistischen Ideologieverständnisses.

Um genauer zu verstehen, was mit dem poststrukturalistischen Ideologie-Konzept gemeint ist, müssen wir uns fragen, was den Poststrukturalismus ausmacht, insbesondere poststrukturalistische Ideologietheorie. Dieser Ansatz geht von einem dezentralisierten Konzept von Struktur und Subjektivität aus, das durch die systematische Beschäftigung mit Sprache und mit der symbolischen Dimension politischer Praxis geprägt ist. Die Aufgabe der Ideologeanalyse ist es aus dieser Sicht, *Repräsentationsformen, Konventionen und politische Diskurse* zu untersuchen, die dazu beitragen, unsere Welt zu formen. Zwei der wichtigsten Ansätze innerhalb dieses Feldes sind der

²¹⁴ **Anm.:** Im Übrigen ist der Untergang des Ostblocks und der SU deutlich überbewertet. Denn auch heute noch gibt es mehrere real-sozialistische Länder. Etwa in China spielt die kommunistische Partei immer noch die überragende Rolle in allen gesellschaftlichen Bereichen, und noch immer ist der Sozialismus das Programm der KPC.

²¹⁵ Vgl. FREEDEN, Michael (Hrsg.): *The Oxford Handbook of Political Ideologies*, 1. publ. in paperback Aufl., Oxford [u.a.]: Oxford Univ. Press 2015, S. 156.

Postmarxismus und der *psychoanalytische Poststrukturalismus*. Ihnen ist gemeinsam, dass sie Sprache als konstitutives Element für die politische Praxis und für Subjektivität halten. Ebenso gehen beide von der Allgegenwart der Ideologie aus.²¹⁶

3.7.1 POSTMARXISMUS

Der französische Post-Marxismus entstand als Reaktion auf verschiedene marxistische und kommunistische Traditionen in Frankreich, deren vornehmliches Ziel das Konzept der Totalität ist.²¹⁷ Es geht hier um einen Grundkonflikt zwischen der französischen Denk-Tradition des 18. Jahrhunderts, für die Philosophie immer bereits politisch ist und der deutschen, kontemplativen Tradition rund um Hegel.²¹⁸ Die postmarxistische Wendung des Poststrukturalismus geht vor allem auf die Arbeiten von Claude Lefort (1924-2010), Ernesto Laclau (1935-2014) und Chantal Mouffe (geb. 1943) zurück. Ideologie ist hier keine falsche oder illusorische Repräsentation der Realität, sondern *die Realität selbst ist bereits ideologisch*. Die Funktion von Ideologie ist nach Lefort, für eine Gesellschaft eine Projektion imaginärer Einheit bereitzustellen, die dieser Gesellschaft fehlt und diese Projektion natürlich erscheinen zu lassen. Aufgabe der Ideologiekritik ist es in diesem Zusammenhang, die Mechanismen konzeptuell zu erfassen, die diese imaginäre Essenz der Gemeinschaft absichern, ohne dabei in naturalistische Fiktionen zurückzufallen.²¹⁹

Die Politikwissenschaftlerin Aletta Norval diskutiert in ihrem Artikel im „Oxford Handbook of Political Ideology“ ausführlich die Konzepte, die Laclau und Mouffe anbieten. Diese fragten sich, wie sich gewisse diskursive Repräsentationen gegen andere zur Bedeutungshegemonie durchsetzen. Zentrale Kategorien in ihrer Antwort sind der Mythos und das Imaginierte. Wenn es einer Gemeinschaft an Ordnung fehlt, werden neue Ordnungsprinzipien errichtet. Diese neuen Ordnungsprinzipien können entweder als Mythos oder als Imaginiertes in Erscheinung treten. Der Mythos versucht, Ordnung wiederherzustellen. Er ist ein neues Prinzip, das versucht, das Soziale als natürlich Gegebenes zu etablieren. Wenn ihm dies gelungen ist, wird der Mythos zum Imaginären, zu einer Art Projektionsfläche.²²⁰

Doch ebenso wie das Soziale ‚in Wahrheit‘ nicht von vorneherein gegeben ist, ist das Subjekt nicht von vorneherein gegeben, bevor es den sozialen Raum betritt. Das Subjekt zerrinnt einem zwischen den Fingern, wenn man versucht es isoliert festzuhalten. Michel Foucault (1926-1984),

²¹⁶ Vgl. Ebd., S. 156 f.

²¹⁷ Vgl. LYOTARD: *The postmodern condition*, S. x.

²¹⁸ Vgl. Ebd., S. ix.

²¹⁹ Vgl. FREEDEN (Hrsg.): *The Oxford Handbook of Political Ideologies*, S. 160.

²²⁰ Vgl. Ebd., S. 161.

einer der ganz großen Denker der Poststrukturalismus, brachte die Unverortbarkeit des Subjekts auf den Punkt:

„Man entdeckt, dass die Möglichkeit des Menschen letztlich auf einer Menge von Strukturen beruht, die er zwar denken und beschreiben kann, deren Subjekt oder modernes Bewusstsein er jedoch nicht ist.“²²¹

Norval grenzt dieses Subjektverständnis vom liberalen ab, in welchem ‚Individualität‘ immer schon eine identifizierbare Subjektposition ist.²²² Doch das Subjekt ist nicht bloß Resultat strukturell determinierender Prozesse, sondern es entsteht genau dort, wo *Dislozierung* herrscht, wo Bedeutung und Identität von ihrer strukturellen Subjektposition losgelöst sind. Subjektivität wird also durch den diskursiven Prozess generiert. Ideologien erschaffen daher Subjektpositionen und lassen kontingente, historisch einzigartige Bilder, mit denen sich Personen identifizieren, natürlich erscheinen.

Insbesondere die Vorstellung von leeren Signifikanten macht verständlich, wie sich Postmarxisten das Funktionieren von Ideologie vorstellen. Leere Signifikanten sind für Laclau solche, die versuchen, die abwesende Gesamtheit einer Gemeinschaft zu repräsentieren. Sie versuchen, das Ganze zu bedeuten; und dabei scheitern sie notwendiger Weise. Der Prozess, mit dem leere Signifikanten versuchen, die Lücke zu füllen, funktioniert auf zweifache Weise: in ihm artikuliert sich das Bedürfnis nach Vollständigkeit oder Abgeschlossenheit und zugleich die Unmöglichkeit, diese jemals zu erreichen. Wenn Menschen etwa nach ‚Ordnung‘ oder ‚Gerechtigkeit‘ rufen, tun sie dies aus einem Mangel heraus. Und genau das ist es, was einen leeren Signifikanten ausmacht: seine Anwesenheit durch die Abwesenheit. Er ist eine unfüllbare Lücke, er besteht in einem Mangel. ‚Ordnung‘ und ‚Gerechtigkeit‘ haben keinen eigenständigen Inhalt.²²³ Die Bedeutung muss immer erst festgelegt werden. Und der *Prozess dieser Festlegung* ist der Wirkungsbereich von *Ideologie*. Ideologische Kämpfe sind Kämpfe um die Bedeutung leerer Signifikanten. Doch aus diesen Kämpfen kann nie ein unangefochtener Gewinner hervorgehen, da die Lücke an und für sich unerschließbar ist. Jede mögliche ‚gesetzte‘ Bedeutung wird immer eine Setzung bleiben. Und daher bleibt die Möglichkeit, eine Bedeutung zu reformulieren oder zu erstreiten immer prinzipiell gegeben.²²⁴

²²¹ FOUCAULT, Michel: „Wer sind Sie, Herr Professor Foucault?“, in: FOUCAULT, Michel: *Schriften Vier Bänden*, Bd. 1: 1954-1969, hrsg. v. Daniel DEFERT, 1. Aufl., Frankfurt am Main: Suhrkamp 2001, S. 779.

²²² Vgl. FREEDEN (Hrsg.): *The Oxford Handbook of Political Ideologies*, S. 216.

²²³ Anm.: Wobei es allerdings fraglich bleibt, ob überhaupt irgendein Wort aus poststrukturalistischer Sicht einen eigenständigen Inhalt haben könnte, da ja Sprache als selbstreferentielles System aufgefasst wird, in dem jede Bedeutung nur relativ zu anderen Bedeutungen besteht.

²²⁴ Vgl. FREEDEN (Hrsg.): *The Oxford Handbook of Political Ideologies*, S. 163.

Wenn wir diese Auffassung in Beziehung zu dem setzen, was Laclau über Identität zu sagen hatte, erscheint Ideologie als das, was versucht, die arbiträren Setzungen von Bedeutung und Sinn, die unsere Realität konstituieren, zu verschleiern, zu naturalisieren, sie als notwendig und unanfechtbar darzustellen. Wir können hier auf Freeden zurückkommen, der meinte, eine Ideologie definiere Bedeutung. Sie sagt *das* ist es, was Gerechtigkeit bedeutet, und *jenes*, was Ordnung bedeutet; aber eben nicht, weil wir uns darauf geeinigt haben, sondern, *weil es so ist*. Vielleicht ist es auch das, was in dem populären Bild von Ideologie mitschwingt: Ideologie ist die Behauptung, dass etwas so und so sei, weil es nun einmal so ist. Es ist der Akt, durch den willkürliche Setzungen verborgen werden, um sie uns stattdessen als notwendige Wahrheit zu präsentieren. Hier liegt auch der fundamentale Unterschied zwischen Wissenschaft und Ideologie. Von der Wissenschaft erwarten wir, jede ihrer Setzungen offen zu legen und nach Möglichkeit zu begründen.²²⁵ Das soll nicht bedeuten, dass Wissenschaft frei von Setzungen operieren müsste. Eine empirische Wissenschaft kann das gar nicht. Und selbst die Philosophie muss zumindest davon ausgehen, dass man mit Sprache etwas sagen kann. Sofern die Setzungen aber *offen liegen*, wird nichts verschleiert, nichts naturalisiert.

Es scheint fruchtbar, sich Ideologie als ein Mittelding zwischen Wissenschaft und Glaube vorzustellen. In der Wissenschaft sind wir es gewohnt, in den Kategorien ‚wahr‘ oder ‚falsch‘ zu denken, nicht in ‚wahrer‘ oder ‚falscher‘. Denn sofern man mit grundsätzlich entscheidbaren Fragen zu tun hat, kann etwas nicht ein bisschen stimmen. Es stimmt, oder es stimmt nicht. ‚Wahr‘ hat in dieser Umgebung keine Steigerungsstufen. Der Glaube wiederum bewegt sich jenseits der Kategorien des logischen Denkens. Dort gibt es keine notwendigen Schlussfolgerungen. Nichts muss begründet werden, es braucht für nichts Argumente. Alles ist gleichermaßen eine Setzung. Ob eine menschliche oder eine göttliche bleibt dabei ebenso dem Glauben überlassen. Das lässt sich nicht argumentieren. Oder, um mit Søren Kierkegaard (1813-1855) zu sprechen: Wer glauben will, der muss springen. Man kann sich nicht langsam, Schritt für Schritt zum Glauben vortasten – das heißt, sich zu ihm logisch hindenken. Entweder man glaubt, oder eben nicht.²²⁶

Ideologie liegt in der Mitte zwischen diesen Polen der Möglichkeiten des menschlichen Geistes. Denn abgesehen davon, dass sie ihre willkürlichen Setzungen verschleiert, operiert Ideologie durchaus logisch. Sie kennt notwendige und kontingente Schlüsse, und wo der Unterschied zwischen ihnen liegt. Und eine ideologische Argumentation kann durchaus formal einwandfrei sein,

²²⁵ Anm.: Die Begründung darf dabei durchaus auch eine pragmatische sein. Etwa: „Wir haben uns auf diesen oder jenen Begriff von ‚Sprache‘ geeinigt, weil wir sonst in einen infiniten Regress geraten würden. Für die Anwendung in der Sprachforschung genügt dieser Begriff, auch wenn er fraglos Lücken offen lässt.“

²²⁶ Siehe etwa: KIERKEGAARD, Søren: *Furcht und Zittern*, hrsg. v. Emanuel HIRSCH und Hayo GERDES, 3. Aufl., Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 1993 (Gesammelte Werke 4).

davon abgesehen, dass die Ur-Prämissen dort liegen, wo nicht entschieden werden kann, ob sie wahr oder falsch sind. Dennoch können aber manche Ideologien *richtiger* sein als andere. Oder, wie es Laclau ausdrückt: Die leeren Signifikanten können zwar nicht ausgefüllt, aber doch approximiert werden.²²⁷

3.7.2 PSYCHOANALYTISCHER POSTSTRUKTURALISMUS

Die Postmarxisten bewahren in ihrer Analyse der Funktion des leeren Signifikanten und der Konstruktion politischer Räume eine gewisse Spezifität. Es geht um diesen oder jenen leeren Signifikanten. Der psychoanalytische Poststrukturalismus betont dagegen die Unmöglichkeit von Identität, die Unmöglichkeit *jedes* leeren Signifikanten. Die entscheidende Kategorie dafür ist das Reale. Diese geht auf den Psychiater und Psychoanalytiker Jaques Lacan (1901-1981) zurück. Er ordnete die Freud'schen psychischen Dimensionen bewusst, vorbewusst, unbewusst bzw. Ich, Es, Über-Ich neu, unter Rücksichtnahme strukturalistischer und sprachanalytischer Überlegungen, insbesondere deren Ferdinand de Saussures (1857-1913). Das Reale ist neben dem Imaginären und dem Symbolischen einer der drei Teile der Ordnung der Psyche. Es handelt sich dabei um den unhintergehbaren Rest, das Unsagbare, das jenseits der Sprache liegt. Es wäre aber falsch, diesen Begriff als ein ‚Ding an sich‘ im kantischen Sinn aufzufassen. Dagegen verwehrt sich Lacan explizit. Das Reale in seiner Radikalität ist etwas vollständig Ensubstanzialisiertes. Es ist kein *äußeres* Ding, das sich vom symbolischen Netzwerk nicht fangen lässt, sondern der *Riss* im symbolischen Netzwerk selbst.²²⁸

Aletta Norval behandelt das Reale in ihrem Artikel „Poststructuralist Conceptions of Ideology“ dennoch so, als handle es sich dabei um das Ding an sich, die Wahrheit oder irgendeine andere Form von Essenz, die grundsätzlich vorhanden wäre und bloß nicht erkennbar ist. In diesem Sinne grenzt sie das Reale von der Realität ab. Die *Realität* ist immer bereits symbolisiert, konstruiert durch symbolische Mechanismen. Das *Reale* ist dagegen jener Teil der Realität, der unsymbolisiert bleibt, der aber immer zurückkehrt, um ideologische Versuche, es zu verdecken, heimzusuchen²²⁹. Und genau das ist es, was Ideologie aus poststrukturalistischer Sicht ausmacht: Sie versucht, zu harmonisieren, wo es keine Harmonie gibt, Einheit herzustellen, wo die Differenz klafft, Ordnung zu schaffen, wo das Chaos herrscht. Ideologie strukturiert die soziale Realität. Aus diskursanalytischer Sicht ist die bloße Vorstellung, es wäre möglich, eine ‚unverzerrte‘ Realität zu erkennen, frei vom Einfluss diskursiver Instrumente oder von Verbindungen mit Machtstrukturen,

²²⁷ Vgl. FREEDEN (Hrsg.): *The Oxford Handbook of Political Ideologies*, S. 163.

²²⁸ Vgl. ŽIŽEK, Slavoj: *Lacan. Eine Einführung*, übers. von Karen GENSCROW und Alexander ROESLER, 4. Aufl., Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 2013, S. 90–98.

²²⁹ Vgl. FREEDEN (Hrsg.): *The Oxford Handbook of Political Ideologies*, S. 166.

bereits ideologisch. Das Null-Level von Ideologie besteht darin, diskursive Formationen als außer-diskursive Fakten zu betrachten.²³⁰ Psychoanalytische Poststrukturalisten meinen, sie tue das nicht indem sie einen Schleier vor die ‚echte‘ Realität ziehe, diese also mit einer Phantasie oder Illusion abdecke. Sie meinen, dass sie es tue, indem sie unsere Aufmerksamkeit auf eine unbewusste Phantasie lenke, die unsere soziale Realität als solche strukturiere.

„Ideology, on this reading, is not a ‘dreamlike illusion that we build to escape reality‘; it is an illusion which structures our social relations by masking a traumatic social division – the real in Lacanian terms – which cannot be symbolized.“²³¹

Eine Ideologie muss in diesem Verständnis nicht unbedingt *falsch* sein. Im Gegenteil kann ihr positiver Inhalt sogar wahr und richtig sein, aber das ist nicht wichtig. Was wirklich zählt, ist nicht der ausgesprochene Inhalt, sondern die Art und Weise, *wie* dieser Inhalt in Beziehung zu der subjektiven Position steht, die durch ihren eigenen Prozess der Verkündung impliziert wird. Sobald der Inhalt hinsichtlich sozialer Herrschaftsbeziehungen auf inhärent intransparente Weise ‚funktioniert‘, befinden wir uns innerhalb des ideologischen Raums. Die Legitimationslogik von Herrschaftsbeziehungen muss verschleiert bleiben, wenn Ideologie ‚funktionieren‘ soll. Daher muss *Ideologiekritik* bei der Erkenntnis ansetzen, dass es möglich ist, im Gewande der Wahrheit zu lügen.²³²

Für unsere Untersuchung bedeutet das: Die Ökonomik könnte inhaltlich vollkommen Recht haben, und dennoch eine Ideologie sein. Mehr noch, sie würde als Ideologie umso besser funktionieren, je richtiger ihre Aussagen wären. Denn worum es in dieser Perspektive geht, ist, ob sie Herrschaftsbeziehungen legitimiert. Um genauer zu illustrieren, was damit gemeint ist, zieht Žižek ein Beispiel heran: Die Begründung für eine militärische ‚humanitäre Intervention‘ kann sachlich völlig richtig sein. Sie bleibt aber ideologisch, sofern sie nicht die *wahren* Motive für das Einschreiten nennt; etwa wirtschaftliche Interessen oder langfristige geopolitische bzw. strategische Erwägungen.

Allerdings ist dieses Ideologieverständnis absurd, insbesondere, wenn es von jemandem formuliert wird, der aus der poststrukturalistischen Tradition kommt. Wer sich den Boden der Realität als eine rein sprachförmige Konstruktion wegargumentiert, kann sich nicht im nächsten Atemzug auf ‚wahre‘ Motive hinter dem, was als Ideologie bezeichnet wird, berufen. Und auch außerhalb des postmodernen oder poststrukturalistischen Diskurses kann das Beispiel nicht überzeugen. Denn

²³⁰ Vgl. ŽIŽEK: „*The Spectre of Ideology*“, S. 234.

²³¹ FREEDEN (Hrsg.): *The Oxford Handbook of Political Ideologies*, S. 165 f.

²³² Vgl. ŽIŽEK: „*The Spectre of Ideology*“, S. 234.

warum soll es ausgeschlossen sein, dass sowohl die humanitären Aspekte als auch zum Beispiel Wirtschaftsinteressen eine Rolle spielen, wenn sich die Führer* eines Landes dazu entschließen, ihre Truppen zu entsenden? Das impliziert die Vorstellung von Staats-Strategen* als kaltblütige und zynische Menschen, denen moralische bzw. ethische Überlegungen vollkommen fremd sind. Und es setzt die Vorstellung eines politischen Willensbildungsprozesses voraus, in dem es keine Pluralität von Interessen gibt, die miteinander vereint werden. Anders gesagt: Ein demokratisches Staatswesen – welches sich ja am ehesten auf Menschenrechte etc. berufen könnte, wenn es einen militärischen Konflikt beginnt – würde nur sehr unwahrscheinlich auf die Art handeln, wie Žižek es beschreibt. Viel eher würde das einem absolutistischen Fürsten zukommen, der seine privaten Machtinteressen, oder schlicht einen Streit mit seiner Cousine hinter einem Dunstschleier ‚legitimer‘ Kriegsgründe verbirgt, um nicht andere Staaten gegen sich aufzubringen und so sein Vorhaben zunichte zu machen, bevor es überhaupt begonnen hat. Und selbst so ein Fürst wird – so er vernünftig ist – nicht aus einem einzigen Grund einen Krieg beginnen, sondern viele Faktoren bei seiner Entscheidung berücksichtigen. Alleine schon, weil seine Strategen und Feldherren ihm sonst die Unterstützung bei einem aussichtslosen Unterfangen verweigern würden. Die Probleme des Postmodernismus scheinen Žižek auch nicht völlig entgangen zu sein. In der Tat spricht er sich *selbst* gegen das postmoderne oder auch poststrukturalistische Ideologieverständnis aus.

„[W]hen we denounce as ideological the very attempt to draw a clear line of demarcation between ideology and actual reality, this inevitably seems to impose the conclusion that the only non-ideological position is to renounce the very notion of extra-ideological reality and accept, that what we are dealing with are symbolic fictions, the plurality of discursive universes, never ‚reality‘ – *such a quick, slick ‚postmodern‘ solution, however, is ideology par excellence.*“²³³

Es ist ihm also durchaus bewusst, dass ein Ansatz, demzufolge ‚alles‘ Ideologie ist, als Ideologiekritik keinen sinnvollen Beitrag leisten kann. Das führt ihn aber nicht dazu, diesen Ansatz vollkommen aufzugeben. Stattdessen versucht er auf etwas obskure Weise einen gedanklichen Raum zu etablieren, von dem aus es möglich sei, dem Phänomen Ideologie distanziert zu begegnen. Žižek meint aber, dass dieser Ort, von dem aus man gegen Ideologie angehen könne, leer bleiben müsse. Er dürfe nicht von irgendeiner positiv bestimmten Realität besetzt werden – denn sonst fielen wir als Kritiker augenblicklich selbst auf einen ideologischen Standpunkt zurück.²³⁴

²³³ Ebd., S. 237.

²³⁴ Vgl. Ebd., S. 238.

Er bewegt sich in seiner Ideologiekritik in einem Hegel'schen Dreischritt vom Ding-an-sich über das Ding-für-sich zum Ding-an-und-für-sich.²³⁵ Das nennt er die logico-narrative Rekonstruktion des Begriffs Ideologie. Das Grundmotiv seiner Analyse ist dabei die Verkehrung von Nicht-Ideologie in Ideologie. (Also das Problem, das bei dem Versuch auftritt, den ideologischen Raum zu verlassen. Denn gerade dadurch, dass man behauptet, außerhalb der Ideologie zu stehen, naturalisiert man den eigenen argumentativen Standpunkt und macht ihn so nolens volens zur Ideologie im diskursanalytischen Sinne – man betrachtet eine diskursive Formation als außer-diskursives Faktum.)

1. *Ideologie an sich* nennt er die Erscheinungsform von Ideologie als ein Komplex von Ideen, Überzeugungen, Glaubenssätzen und ähnlichen Strukturen, die darauf abzielen uns von ihrer Richtigkeit zu überzeugen, während sie *eigentlich* verborgenen Machtinteressen dienen. (Etwa, wenn humanitäre Gründe für eine Intervention reale Wirtschaftsinteressen verdecken.) Wie bereits weiter oben gezeigt, kann ‚Ideologie an sich‘ durchaus richtig sein. Die Ideen etc. müssen also nicht fehlerhaft sein. Es genügt in dieser Perspektive, wenn sie zur Absicherung von Herrschaftsbeziehungen dienen. Ideologiekritik heißt hier, den offiziellen Text ‚quer‘ zu lesen, und so seine Lücken zu erkennen.

2. *Ideologie für sich* könnte man auch angewandte Ideologie nennen, Ideologie in ihrer materiellen Existenz. Hier geht es um Rituale, Institutionen und Praktiken, die aus sich selbst heraus Ideologien hervorbringen. Das performative, scheinbar äußere Ritual bringt in dieser Lesart sein eigenes ideologisches Fundament erst hervor. Ein Beispiel für diesen Prozess borgt sich Žižek von Louis Althusser (1918-1990) aus, der sich wiederum bei Blaise Pascal (1623-1662) bediente: Wer so tut als würde er glauben, indem er sich hinkniet und betet, wird irgendwann tatsächlich glauben. Das heißt, er wird im Nachhinein glauben, dass der Grund, warum er sich hinkniete, um zu beten, sein Glaube gewesen sei – dass also das Ritual der Ausdruck einer inneren Überzeugung gewesen sei. Wie diese Erscheinungsform von Ideologie zu kritisieren ist, sagt Žižek nicht.

3. *Ideologie an und für sich* ist es, wenn zunächst *scheinbar* unideologische Vorannahmen und Einstellungen ein Netzwerk bilden, das wiederum sehr wohl ideologisch ist. Beispielsweise wird Žižeks Meinung nach Kritik an der Dominant Ideology These (D.I.T.) *automatisch* selbst zur Ideologie.²³⁶ Die D.I.T. besteht im Grunde aus der Überzeugung, dass die herrschenden Ideen auch die Ideen der Herrschenden seien. Dieser Ansatz wird von einer Vielzahl an Marxisten und Neo-Marxisten vertreten. Unter ihnen Louis Althusser, Antonio Gramsci (1891-1937) und Jürgen

²³⁵ Die folgenden Überlegungen finden sich in: Ebd., S. 233–236.

²³⁶ Vgl. Ebd., S. 236.

Habermas.²³⁷ 1980 nahm der britische Soziologe Nicholas Abercrombie (geb. 1944) die vorgestellte Position stark unter Beschuss.

„Many sociologists question the importance which has been attached to the role of a dominant ideology in recent accounts of social order. For example, Nicholas Abercrombie and his colleagues (The Dominant Ideology Thesis, 1980) maintain that dominant ideologies are rarely transmitted effectively throughout social structures, and that their principal effects are on superordinate rather than subordinate classes. In feudal and early capitalist societies such ideologies functioned to maintain the control of the dominant class over wealth – but at the level of the elites themselves. Both the feudal manor and capitalist family firm depended on the conservation and accumulation of property. Private possession of land and capital required a stable marriage system, with unambiguous rules about inheritance, legitimacy, and remarriage. The dominant ideology was a complex of legal, moral, and religious values which had the required effect of preserving wealth. Among feudal ruling classes, for example, Catholicism and the system of honour provided ideological guarantees that children would remain loyal to family holdings. By comparison the peasantry (and in early capitalism the factory workforce) were co-opted by the sheer exigencies of labouring to live—the ‘dull compulsion of economic relations’. Even in late capitalism the ‘iron cage’ of everyday life offers a better explanation of working-class quiescence than does ideological incorporation.“²³⁸

Die hier angeführte Argumentation stellt Žižek übermäßig verkürzt dar, und denunziert sie anschließend als Ideologie. Angeblich außer-ideologische Mechanismen zur sozialen Regulation schließen seiner Meinung nach immer bestimmte Vorannahmen und Glaubenssätze mit ein, die inhärent ideologisch sind. Beispielsweise sei der Verweis auf wirtschaftliche Zwänge Ideologie in seiner Reinform.²³⁹ Es zeige sich also erneut, dass der Versuch, aus dem Reich des Ideologischen auszubrechen letztlich selbst wieder direkt in die Ideologie zurückführe; in etwa so, wie wenn in einem Trickfilm jemand eine Türe öffnet, um von einem Raum in den nächsten zu gelangen, nur um festzustellen, dass er wieder in denselben Raum zurückgekommen ist. Dies gilt für alle drei Dimensionen: *Ideologie-an-sich*, *Ideologie-für-sich* und *Ideologie-an-und-für-sich*.

Wenn es uns aber vollkommen unmöglich ist, aus dem ideologischen Raum auszubrechen, wie ist dann Ideologiekritik überhaupt möglich? Wie ist ein distanzierter Standpunkt zu denken, von dem aus wir Ideologie untersuchen könnten? Žižek sieht *das Reale* als diejenige Kategorie, vermittels

²³⁷ Diese These wird in Kapitel 3.2 eingehend dargestellt.

²³⁸ SCOTT, John und Gordon MARSHALL (Hrsg.): *A Dictionary of Sociology*, 4. Aufl., Oxford; New York: Oxford University Press 2014 (Oxford paperback reference), S. 56.

²³⁹ Anm.: Er sagt also, die materiellen Verhältnisse spielen keine unabhängige Rolle. Diese Wendung wird den aufmerksamen Leser wohl zum Schmunzeln bringen. Denn damit wendet sich Žižek, ob er will oder nicht, vom historischen Materialismus ab. Wir erinnern uns: Bei Marx ist gerade die materielle Existenz die Grundvoraussetzung aller weiteren Überlegungen.

derer das möglich ist. Um bloße Ideologie von der Realität unterscheiden zu können, brauchen wir keinen Zugang zur objektiven Realität – den weist Žižek ja selbst als unmöglich aus. Worauf es seiner Meinung nach ankommt, ist, dass die Verfassung der sozialen Realität die ursprüngliche ‚Verdrängung‘ eines Antagonismus beinhaltet. Das, was Žižek hier Antagonismus nennt, ist *nicht* die *Koexistenz* zweier sich gegenüberstehender Entitäten. Die Vorstellungen von ‚männlichem und weiblichem Diskurs‘ oder von ‚bürgerlicher Wissenschaft und proletarischer Wissenschaft‘ setzt aus Žižeks Sicht ein drittes, neutrales Medium voraus, innerhalb dessen die beiden Pole koexistieren. Doch so einen neutralen Boden gibt es seiner Meinung nach nicht.

„As far as science is concerned: science, of course, is not neutral in the sense of objective knowledge not affected by class struggle and at the disposal of all classes, yet for that very reason it is one; there are not two sciences, and class struggle is precisely the struggle for this one science, for who will appropriate it.“²⁴⁰

Diesen Antagonismus auszublenden, ist hingegen bereits ideologisch. Žižek spricht hier von einem dialektisch-materialistischen und von einem idealistisch-ideologischen ‚Und‘. Das dialektisch-materialistische, tautologische Und präsentiert einen Gegenstand in seinen beiden Seins-Weisen: zuerst in seiner ideologischen Offenkundigkeit und dann in den außerideologischen Ermöglichungsbedingungen seines Seins. Das idealistisch-ideologische Und fungiert hingegen als gemeinsames Medium zweier Pole – bloß gibt es so ein Gemeinsames in Wahrheit nicht. X und Y kann also entweder verstanden werden als eine Polarität innerhalb eines neutralen Dritten (Z) (idealistisch-ideologisches Und) oder aber, wir begreifen ‚Y‘, also das Moment der Differenz, als die Grundlage für die Dominanz von X. Im zweiten Fall interpretieren wir soziale Antagonismen als Reales, nicht als Teil der Realität. Die Grundlage von Ideologiekritik – der außer-ideologische Bezugspunkt, der uns dazu berechtigt, den Inhalt unserer unmittelbaren Erfahrung als ‚ideologisch‘ zu bezeichnen – ist daher nicht ‚die Realität‘, sondern das sozusagen verdrängte Reale des Antagonismus.²⁴¹

So interessant der psychoanalytisch-poststrukturalistische Ansatz ist, auch er hat seine Schwächen. Žižek springt mehr oder weniger willkürlich zwischen verschiedenen Ideologiebegriffen hin und her. Allerdings tut er es zumindest reflektierter als viele andere und mit einem klaren argumentativen Ziel. Doch auch wenn er dieses Ziel insofern erreicht, als er einen *spezifischen* Ideologiebegriff etabliert, bleibt sein Konzept für die praktische Philosophie von äußerst geringem Nutzen. Insbesondere bleibt unklar, wie man Ideologien identifizieren kann, wenn sie einem

²⁴⁰ ŽIŽEK: „*The Spectre of Ideology*“, S. 241.

²⁴¹ Vgl. Ebd., S. 242.

begegnen, *wie* sie Herrschaftsbeziehungen absichern, und wie man dies beenden könnte. Die Vorstellung vom Realen als Grundlage der Ideologiekritik ist zwar eine ontologisch elegante Lösung, bleibt aber fern jeder Anwendbarkeit. Žižek gibt zumindest einen kleinen Hinweis, wie sein Ideologiebegriff für die Praxis nutzbar wäre: Ideologie definiert sich, indem sie zu einem *Anderen* auf Distanz geht, das sie als ideologisch abweist und denunziert.²⁴² Diese Definition von Ideologie erinnert an die Zen-buddhistische Vorstellung vom eigenen Dasein, das keine losgelöste, unabhängige Existenz hat, sondern immer im Einatmen und Ausatmen besteht. Also in einer dynamischen Beziehung zwischen Innen und Außen, die sich immer wieder verschiebt. Insofern könnte die extensive Ideologiedebatte über die Wirtschaftswissenschaft ein Hinweis auf einen realen ideologischen Gehalt sein. Denn hier gibt es zwei Positionen, die sich jeweils gegenseitig als ideologisch bezeichnen. (Kritik/ Anti-Ökonomik vs. Ökonomik/ Ökonomismus) Doch Spekulationen darüber, wie eine ohnehin schon sehr vage Theorie *vielleicht* zu interpretieren und anzuwenden wäre, bringen uns nicht wirklich weiter. Was wir allerdings für unsere weitere Analyse mitnehmen können ist *erstens* eine gewisse Vorsicht davor, selbst in einen ideologischen Standpunkt abzurutschen. Und *zweitens* bleibt uns die Frage, *wie* Ideologien Herrschaftsbeziehungen absichern – vorausgesetzt, dass es so etwas wie Ideologien überhaupt gibt.

²⁴² Vgl. ŽIŽEK, Slavoj: *Ein Plädoyer für die Intoleranz*, 4. Aufl., Wien: Passagen 2009 (Passagen Forum), S. 95.

4 Bilanz

4.1 EIN NEUES ENDE DER IDEOLOGIE

4.1.1 DIE PRAGMATISCHE LÖSUNG

Wir haben nun viele mögliche Wendungen des Begriffs Ideologie kennen gelernt. Was sie alle gemeinsam haben, ist, dass sie I. erstens für die Praxis entweder völlig oder weitestgehend unbrauchbar sind, und, dass sie II. zweitens jeweils von mindestens einer Ideologietheorie als ‚ideologisch‘ bezeichnet werden können. Manche der vorgestellten Theorien sind sogar nach ihren eigenen Kriterien ideologisch. So will etwa Marx bei den Tatsachen beginnen, und doch beginnt er bei einer reinen Vorstellung, getarnt als Tatsache – seine Theorie stirbt also, indem sie sich selbst frisst. Auch die kritische Theorie negiert sich letzten Endes selbst, wie wir bereits weiter oben gesehen haben.

Der Grund, warum Ideologievorwürfe gegen die Wirtschaftswissenschaft oder an irgendeine andere wissenschaftliche Disziplin zu nichts als nackter Polemik taugen, ist aber ein anderer. Er liegt darin, dass der Begriff in der gegenwärtigen Debatte nicht ausreichend *definiert* wird. Dabei wäre es an und für sich durchaus fruchtbar, die Ökonomik hinsichtlich ihres ideologischen Gehaltes zu untersuchen. Wir haben gesehen, dass fast alle vorgestellten Ideologietheorien für eine praktische Untersuchung kaum brauchbar sind. Könnte man sie eventuell brauchbar machen? Wäre es möglich, einen *speziellen* Ideologiebegriff zu verwenden, und einen Gegenstand in Bezug zu diesem speziellen Begriff zu untersuchen? Dazu müsste man zunächst Klassen von Ideologiebegriffen unterscheiden, und dann feststellen, für welche Art von praktischer Anwendung welche Klasse geeignet ist. Eine solche Einteilung finden wir bei Peter Tepe. Er unterscheidet zwischen fünf Arten, zeigt ihre Stärken und Schwächen und weist sie konkreten Forschungsfeldern zu. Tepe meint, die zerfahrene Begriffsbildung in Sachen Ideologie zeuge weniger von mangelhafter Erkenntnis auf dem Gebiet der Ideologieforschung, als vielmehr davon, *wie* kompliziert die Sache sei. In jedem Vorschlag zur begrifflichen Verhaftung von Ideologie stecke ein Stück richtiger Erkenntnis.²⁴³ Die wesentliche Frage sei es, wie man diese Erkenntnis nützlich und nutzbar machen könne.

Tepe's Grundunterscheidung ist die zwischen *abwertendem* und *neutralem* Ideologieverständnis. Im abwertenden Verständnis wird Ideologie als ein Übel betrachtet, das es zu vermeiden respektive zu beheben gilt. Ideologie ist hier eine falsche, voreingenommene Weltsicht, die zu fehlerhaften Ergebnissen führt, worüber sich ihre Opfer aber nicht im Klaren sind. Es ist ideologisches Denken

²⁴³ Vgl. TEPE: *Ideologie*, S. 25.

im erkenntniskritischen Sinn. Dieses ist durch bestimmte Wünsche, Bedürfnisse oder Interessen verzerrt, illusionär. „Die Verzerrung des Denkens wird dabei vielfach auf die Interessenlage des Denkenden zurückgeführt.“²⁴⁴ Einfacher ausgedrückt: Man denkt, was man denkt, weil man es denken möchte, nicht, weil es sachlich richtig ist. Das bezeichnet Tepe als *Ideologie*₁.

Das *neutrale Ideologieverständnis* umfasst zwei verschiedene Typen. Zunächst das, was Tepe *Ideologie*₂ nennt: Jedes beliebige Ideen- und Wertesystem kann damit bezeichnet werden. *Ideologie*₂ ist ungefähr deckungsgleich mit dem poststrukturalistischen Ideologiebegriff. So betrachtet wird es evident, warum diese als unvermeidlich erscheinen. (Siehe Kapitel 3.7) Tatsächlich ist jedes Denken, jedes Verstehen der Welt im Medium der Sprache eine *Ideologie*₂, ein Ideen- und Wertesystem. Dem entkommt man nicht. Daran ist aber auch überhaupt nichts Verwerfliches, und die Kritik erübrigt sich von selbst, sofern wir nicht so tun, als wäre Sprache, Denken und Verstehen völlig objektiv.

*Ideologie*₃ fällt ebenfalls unter das neutrale Ideologieverständnis. Hierbei handelt es sich um soziale oder weltanschauliche Programme. Dies ist das Reich der *politischen Ideologie*. Darunter fallen Gedankengebäude wie Konservatismus, Liberalismus oder Sozialismus.

Zusätzlich führt Tepe noch einen vierten Ideologiebegriff ein. Als *Ideologie*₄ bezeichnet er ein „definitiv falsches Bewusstsein weltanschaulicher oder soziopolitischer Art“.²⁴⁵ Damit ist gemeint, dass eine gewisse Denkungsart, ein Wertesystem oder ein soziopolitisches Programm von außen betrachtet und als vollständig falsch bezeichnet wird. Es handelt sich um eine totale und dogmatische Position. Man wirft dem Gegner vor, eine definitiv falsche Grundauffassung zu haben, während man sich selbst im Besitz der Wahrheit wähnt. Vor dieser Art von Ideologiedebatte warnt Tepe explizit.

*Ideologies*₅ (das Ideologische) ist schließlich die Vermittlung bestimmter *Ideologies*_{3/2} durch Institutionen und andere Organisationen, die dazu führt, dass man sich in eine bestimmte Gesellschaftsform einfügt.²⁴⁶

Wie wir bereits weiter oben anhand von mehreren Beispielen gesehen haben, herrscht in der Ideologiedebatte noch weitestgehend Unordnung in der Terminologie.

I. Erstens ist überhaupt nicht geklärt, was genau allgemein unter *Ideologie* zu verstehen sei. Tepe ist hier insofern einzigartig, als er nicht bloß ein einziges *Ideologieverständnis* als *das* Wesen der *Ideologie* ausgibt, sondern zwischen verschiedenen Verständnissen unterscheidet, die seiner Meinung nach in unterschiedlichen Forschungsfeldern nützlich sind, und die nebeneinander ihre

²⁴⁴ Ebd., S. 14.

²⁴⁵ Ebd., S. 22.

²⁴⁶ Vgl. Ebd., S. 29.

Richtigkeit und Gültigkeit haben. Wie wir aber gleich sehen werden, ist selbst das kein adäquater Ausweg.

II. Zweitens ist die Debatte darüber, ob die *Wirtschaftswissenschaft* eine Ideologie bzw. ideologisch ist, noch verworrener, als die Frage nach dem Wesen der Ideologie. Nicht nur definieren die Autoren, die sich mit Ökonomik und Ideologie auseinandersetzen meist nicht explizit, was sie unter Ideologie verstehen. Sie halten auch ihre impliziten Definitionen nicht durch. Ohne Erklärung, und vermutlich auch, ohne es zu wissen wechseln sie zwischen Ideologie₁, Ideologie₂, Ideologie₃ und Ideologie₄. Antiökonomen bezeichnen das gesamte Fach als Ideologie, ohne zu wissen, was sie damit überhaupt sagen. Ökonomen reagieren, indem sie wiederum den Antikökonomen Ideologie vorwerfen, ebenfalls, ohne genaue Vorstellung davon, was sie eigentlich sagen wollen. Und da niemand der Diskutanten geordnete Argumente hat, wird das Gespräch zu einem Schlagabtausch von mehr oder weniger gut getarnter Kampfrhetorik. Eine erste, einfache Lösung für diese verfahrenere Lage wäre es, wenn alle Mitdiskutierenden offenlegten, *welchen* Ideologiebegriff sie gerade verwenden. Das Basis-Problem bleibt freilich bestehen: Eine gültige Definition für die Bedeutung des Wortes Ideologie gibt es nicht. Würden wir aber auf die strenge, philosophische Beweispflicht verzichten, und an ihre Stelle eine Konvention setzten, so gäbe es zumindest eine *Grundlage* für eine produktivere Debatte über die Ökonomik.

4.1.2 DIE RADIKALE LÖSUNG

Eine der wichtigsten Erkenntnisse des kritischen Rationalismus ist, dass es unmöglich ist, die theoretische Sprache auf die Beobachtungssprache zurückzuführen. Die Begriffe entstehen nicht einfach durch Ableitung aus der Empirie. Zugleich ist das begriffliche Denken aber nicht völlig von der Welt der Dinge losgelöst, sondern Erfahrung und Denken sind an wichtigen Stellen sehr wohl verbunden. Nur eben nicht an allen. Albert Einstein meinte dazu:

„Damit Denken nicht in Metaphysik bzw. in leeres Gerede ausartet, ist es nur notwendig, daß genügend viele Sätze des Begriffssystems mit Sinnes-Erlebnissen hinreichend sicher verbunden seien, und daß das Begriffssystem im Hinblick auf seine Aufgabe, das sinnlich Erlebte zu ordnen und unübersehbar zu machen, möglichste Einheitlichkeit und Sparsamkeit zeige.“²⁴⁷

Auch abstrakte Gegenstände können uns als etwas Fremdes entgegentreten, das wir mit dem ‚Denksinn‘ erfassen. So ist es uns etwa in der Mathematik möglich, eine bestimmte Zahl als Ergebnis einer Gleichung zu erkennen. Dieses Wissen hatten wir nicht im Vorhinein, sondern wir mussten erst den Mechanismus unseres Denkapparates in Bewegung setzen, um dieses rein

²⁴⁷ STÖRIG: *Kleine Weltgeschichte der Philosophie*, S. 780.

Vorgestellte aber doch objektiv Vorhandene als Erscheinungsform einer anderen, ebenso vorgestellten Entität zu erkennen. Daher halte ich es für zulässig, Erscheinungen, die mit dem Begriff Ideologie bezeichnet werden, so zu behandeln, als handle es sich bei ihnen um unmittelbare Erfahrungen.

Wenn es nun um *die hinreichend sichere Verbindung mit Sinneserlebnissen* geht, halten einige der vorgestellten Theorien stand. Insbesondere Tepe bezieht sich sehr deutlich auf ganz konkrete Phänomene. Marx, die kritische Theorie und der kritische Rationalismus Hans Alberts können hier ebenfalls punkten. Sie führen klare Kriterien an, wann ein Phänomen als ideologisch zu bezeichnen ist. In einer mittleren Klasse rangieren der Poststrukturalismus und die Theorie vom Ende der Ideologien. Ersterer hat zwar ein deutliches Kriterium – die Naturalisierung willkürlicher Setzungen – ist aber in der Anwendung diffus. Letztere bietet zwar keine starken Analyse Kriterien, bezieht sich aber doch hinreichend deutlich auf Ideologien als soziopolitische Programme. Einzig die morphologische Ideologiekritik mit ihrem Pan-Ideologismus versagt bereits hier auf ganzer Linie. Das *Kriterium der Einheitlichkeit* macht bereits mehr Probleme. Denn wie bereits aus den Erläuterungen in Kapitel 4 hervorgeht, widersprechen sich alle genannten Theorien in der einen oder anderen Weise selbst. Sicher tun sie das aus unterschiedlichen Gründen und in unterschiedlicher Intensität. Das verändert aber nichts am Gesamtbild. Von einheitlichen Theorien kann keine Rede sein.

Im Hinblick auf *Sparsamkeit* wird deutlich, warum uns die vorgestellten Ansätze keinen praktischen Nutzen liefern. Eine Theorie gilt als sparsam, wenn sie ihren Gegenstand so knapp wie möglich und so genau wie nötig beschreibt.²⁴⁸ Und genau diesem Kriterium kann keine der bisherigen Ideologietheorien standhalten. Denn Sparsamkeit muss ja bedeuten, nichts Unnötiges zu sagen, oder, dass alles was wir über einen Gegenstand sagen etwas Wesenhaftes bezeichnet, das nicht vorher schon bezeichnet war. Wenn wir aber so verschiedene Gegenstände wie Weltanschauungen, soziopolitische Programme, Pseudo-Wissenschaft und ontologische Fehlannahmen als ‚Ideologie‘ bezeichnen, fügen wir nichts Wesenhaftes hinzu. Im Gegenteil: An einen globalen, essentialistischen Begriff ist überhaupt nicht zu denken. Er würde bloß alle möglichen Auffassungen unter sich subsumieren, und damit letztlich nicht zur Erkenntnis eines Gegenstandes, sondern im Gegenteil, zu dessen Verhüllung beitragen.

Vielleicht könnte man aber ein *spezielles* Ideologieverständnis anwenden, sofern man dieses explizit macht. Genau dafür spricht sich Peter Tepe aus. Doch das ist kein Ausweg. Denn auch Tepe

²⁴⁸ Anm.: Dieses Prinzip lässt sich mit einem Beispiel aus der Mathematik fassen. Natürlich ist 50:100 eine mögliche und korrekte Darstellungsform des Verhältnisses 1:2. Sie ist allerdings nicht sparsam, da sie uns keine neuen Informationen über das zu Grunde liegende Verhältnis liefert, sondern ihm im Gegenteil etwas Überflüssiges hinzufügt.

unterstellt noch, dass alle mit Ideologie bezeichneten Gegenstände etwas *gemeinsam* hätten, und, dass der Blick auf dieses Gemeinsame verstellt würde, wenn man sie nicht mehr mit diesem Terminus bezeichnete. Diese Gegenstände habe aber überhaupt keine objektiven Gemeinsamkeiten, die sich unter dem Begriff ‚Ideologie‘ subsumieren lassen. Dass zwischen ihnen eine Art Familienähnlichkeit bestehen könnte, täuscht nicht drüber hinweg, dass wir nichts Neues über sie erfahren, wenn wir ihnen einen gemeinsamen Namen geben. Nennen wir stattdessen ‚Weltanschauungen‘ Weltanschauungen, ‚soziopolitische Programme‘ soziopolitische Programme, ‚Pseudo-Wissenschaft‘ Pseudo-Wissenschaft und ‚ontologische Fehlannahmen‘ ontologische Fehlannahmen. Wir sollten also ein *neues* Ende der Ideologie ausrufen. Nicht etwa in dem Sinn, dass es dieses Ding Ideologie einmal gegeben habe, es nun aber untergegangen sei. Es hat nie existiert. Entweder müssen wir also den Begriff anders behandeln, oder aber, sollte das nicht möglich sein, die Frage, „Ist die Ökonomie eine Ideologie?“ aufgrund ihrer nunmehr erwiesenen Bedeutungslosigkeit fallen lassen.

4.2 DAS IDEOLOGIE-MODELL

Wie weiter oben gezeigt, sind zwei Vorarbeiten zu einer wissenschaftlichen Kritik der Ökonomik notwendig. Das Ergebnis ist allerdings wenig befriedigend. Wir haben festgestellt, dass der Begriff Ideologie alles und nichts bedeuten kann, und, dass es keine überzeugende Theorie davon gibt, welche Bedeutung nun *die Richtige* wäre. Mehr noch hat sich gezeigt, dass es wesentlich erhellender ist, vollständig auf den Ideologiebegriff zu verzichten, und die Phänomene, die üblicher Weise unter ihm subsumiert werden einfach beim Namen zu nennen. Würden wir dennoch darauf bestehen, die Frage, ob die Wirtschaftswissenschaft eine Ideologie ist, zu beantworten, ließe sich das auf einem Umweg erreichen. Wir könnten aufbauend auf der vorliegenden Untersuchung feststellen, welche einzelnen Phänomene *üblicher Weise* unter den Begriff Ideologie subsumiert werden. Und daraus ließe sich ein Ideologie-Modell entwickeln, das zwar nicht für sich beanspruchen dürfte, *richtig* oder *korrekt* im metaphysischen Sinne zu sein, das dafür aber *verwendbar* wäre. Das zu entwerfende Ideologie-Modell ist weder essentialistisch noch nicht-essentialistisch – weder absolut noch relativ. Einerseits beansprucht es nicht, die *eine* gültige Antwort darauf geben zu können, was Ideologie ist. Andererseits bleiben aber verschiedene Definitionen keineswegs gleichwertig und austauschbar. Das Modell würde es erlauben, Ideologiebegriffe nach ihrer Gültigkeit respektive nach allgemeiner Akzeptanz zu reihen, und dann aufgrund dieser Reihung eine nachvollziehbare Auswahl zu treffen. Denkbar wäre dafür ein quantitatives oder ein qualitatives Ideologie-Modell. Für die praktische Anwendung scheint mir aber das *quantitative Modell* besser geeignet. Es hätte zum Inhalt, was *momentan* in der Philosophie *meistens* mit Ideologie gemeint wird. Es wäre also eine Art deskriptiver Begriff, der aufgrund dieser

Eigenschaft auf den Wahrheitsanspruch verzichten könnte, vermittels dessen wir aber immer noch etwas sagen könnten, das *eine* hinreichend definierte Bedeutung hätte. Ein *qualitatives Modell* hingegen müsste einen vorläufigen Ideologiebegriff *abbilden*, der *momentan* am überzeugendsten ist. Das heißt nicht, dass er restlos überzeugend sein muss, sondern es würde genügen, dass er *weniger falsch* als alle anderen in Frage kommenden Begriffe ist. Als Kriterien für die Überzeugungskraft von Argumenten kommen Eigenschaften wie logische Stringenz, relative Einfachheit und Widerspruchsfreiheit in Frage. Auch durch das qualitative Ideologie-Modell wäre es nun möglich, etwas Sinnvolles zu sagen, ohne damit den Anspruch auf Wahrheit oder etwa auf die *wirkliche* Existenz von so etwas wie Ideologie erheben zu müssen. Mit dem jeweils ausgewählten Modell ließe sich anschließend ein Ideologie-Index erstellen, eine Skala, die es näherungsweise erlauben würde, zu messen, *wie ideologisch* ein bestimmter Gegenstand ist – etwa die Ökonomik.

Es wäre ein lohnendes Unterfangen, Ordnung in die verfahrenere Ideologie-Debatte zu bringen. So ließe sich etwas Verständliches über die Leistungsfähigkeit der Wirtschaftswissenschaft als Disziplin sagen. Und sobald die Kritik strukturiert und systematisiert ist, kann sie auch innerhalb der Ökonomik eine breitere und wirksamere Rezeption finden. Mehr noch, hätten Ökonomen die Gelegenheit, Anpassungen vorzunehmen und die Grenzen ihrer Disziplin zu verändern. Das würde dazu beitragen, das Fach weiter zu entwickeln, und den Erkenntnissen, die es hervorbringt mehr Autorität zu verleihen, insbesondere auch außerhalb der eigenen Grenzen. Davon würden insbesondere die Geisteswissenschaften profitieren. Die Kritik der Ökonomik zu ordnen hieße also, den interdisziplinären Austausch zu vereinfachen und fruchtbarer zu machen.

Anhang

4.3 ZUSAMMENFASSUNG

In der Wirtschaftsphilosophie herrscht eine rege Debatte über den ideologischen Gehalt der Ökonomik. Diese ist jedoch so verworren, dass Außenstehende nur schwer entscheiden können, welche Einwände gegen die Ökonomik stichhaltig sind. Ist die Ökonomik eine Ideologie? Eine klare Antwort kann diese Arbeit nicht geben. Dafür bietet sie Orientierung und Ordnung in einem sonst sehr chaotischen Feld.

Wie sich zeigte, scheitern Befürworter wie Gegner der Ideologie-These immer wieder an ihrer Terminologie. Sie definieren nicht, was sie unter Ideologie verstehen und reden daher aneinander vorbei. Gerade deshalb wurde in dieser Arbeit größter Wert auf präzise Begriffsarbeit gelegt. So ergaben sich zwei wesentliche Teilfragen: *I. Was ist Ideologie? II. Was ist Ökonomik?*

In der Einführung wird zuerst die zweite Teilfrage annäherungsweise beantwortet: Ökonomik besteht aus einer Tradition, die mehr als nur ein Kanon ist. Das zweite Kapitel erlaubt eine vorläufige Antwort auf die Hauptfrage. Hier wurden die wichtigsten Einwände gegen die Ökonomik klassifiziert, vorgestellt und kritisiert. Keine der untersuchten Fundamentalkritiken konnte einer genauen Prüfung standhalten. Daraus lässt sich bereits vorsichtig ableiten, dass der Ideologievorwurf wahrscheinlich ungerechtfertigt ist. Um das mit Gewissheit sagen zu können, folgte die notwendige Begriffsarbeit: In Kapitel drei wurden die sieben bedeutendsten Ideologietheorien vorgestellt und kritisch untersucht. Überzeugen konnte keine von ihnen. Es gibt also keine befriedigende Definition für den Begriff ‚Ideologie‘. So lange das der Fall ist, kann es auch keine Antwort auf die Hauptfrage geben, die den starken Beweisansprüchen der Philosophie standhält. Wollte man dennoch an ihr festhalten, bräuchte es ein radikal neues Ideologie-Modell. Ein erster Entwurf dafür ist als Ausblick in der Arbeit enthalten.

In economic philosophy, there is a lively debate about the ideological content of economics. For outsiders, it is hard to judge the validity of arguments brought forward in that debate. Is economics an ideology? This paper cannot provide a clear-cut answer to that. What it can do, is offer orientation and order in an otherwise very chaotic field of study.

As it turned out, advocates as well as opponents of the ideology-thesis repeatedly fail in their argumentation due to their ambiguous terminology. Most of them do not sufficiently define what they mean by 'ideology'. To counteract that the author gave utmost attention to clarifying the notions contained in the main question. Thus, two sub-questions were raised: I. What is ideology? II. What is economics?

In the introduction economics is approximated as consisting of a grand tradition – a coherent discourse. The second chapter allows a cautious answer to the main question. Here the most important objections to economics were classified, presented and criticized. None of the fundamental critiques examined could withstand closer scrutiny. This is already a strong hint, suggesting that the ideology-thesis is probably unjustified. To say this with certainty, more conceptual work was required. In chapter three, the seven most important ideological theories were presented and critically examined. None of them were convincing. There is no sufficient definition of the notion 'ideology'. As long as that is the case, no philosophically sound answer can be given to the main question. Examining the relationship between ideology and economics requires a radically new model of ideology. An initial draft thereof is included in this paper.

Literaturverzeichnis

- ALBERT, Hans: *Marktsoziologie und Entscheidungslogik. Zur Kritik der reinen Ökonomik*, Tübingen: Mohr Siebeck 1998.
- ALBERT, Hans: *Ökonomische Theorie als politische Ideologie. Das ökonomische Argument in der ordnungspolitischen Debatte*, 3. Aufl., Tübingen: Mohr Siebeck 2009.
- BACKHOUSE, Roger E.: „*The Rise and Fall of Popper and Lakatos in Economics*“, in: MÄKI, Uskali: *Philos. Econ.*, Bd. 13, Oxford [u.a.]: North Holland 2012 (Handbook of the philosophy of science).
- BARION, Jakob: *Ideologie, Wissenschaft, Philosophie*, Bonn: Bouvier 1966.
- BARTH, Hans: *Wahrheit und Ideologie*, 2. Aufl., Erlenbach/ Zürich/ Stuttgart: Rentsch 1961.
- BIEBRICHER, Thomas: *Neoliberalismus. Zur Einführung*, Hamburg: Junius 2012.
- BRICK, Howard: „*The End of Ideology Thesis*“, in: FREEDEN, Michael, Lyman Tower SARGENT und Marc STEARS (Hrsg.): *Oxf. Handb. Polit. Ideol.*, 1. Aufl., Oxford: Oxford Univ. Press 2015.
- BUBNER, Rüdiger: „*Was ist Kritische Theorie?*“, in: APEL, Karl-Otto (Hrsg.): *Hermeneutik Ideol. Mit Beiträgen Von Apel Bormann Bubner Gadamer Giegel Habermas*, 1. Aufl., Frankfurt am Main: Suhrkamp 1971 (Theorie-Diskussion).
- CHANG, Ha-joon und Henning DEDEKIND: *23 Lügen, die sie uns über den Kapitalismus erzählen*, 2. Aufl., München: Goldmann 2012 (Goldmann 15728).
- CHOMSKY, Noam: *Profit over people*, 1. Aufl., New York: Seven Stories Press 1999.
- COLEMAN, William Oliver: *Economics and Its Enemies. Two Centuries of Anti-Economics*, 1. Aufl., Basingstoke [u.a.]: Palgrave Macmillan 2002.
- DIJK, Teun A. VAN: „*Discourse Analysis as Ideology Analysis*“, in: SCHÄFFNER, Christina und Anita WENDEN (Hrsg.): *Lang. Peace*, Aldershot e.a.: Dartmouth 1995, S. 17–33.
- EUCKEN, Walter und Walter OSWALT: *Ordnungspolitik*, 1. Aufl., Münster: LIT 1999 (Reihe Zweite Aufklärung 1).
- FINGER, Evelyn und Lisa NIENHAUS: „*Ich fürchte die Revolution nicht*“, in: *Zeit 17/ 2018* (2018).
- FOUCAULT, Michel: „*Wer sind Sie, Herr Professor Foucault?*“, in: FOUCAULT, Michel: *Schriften Vier Bänden*, Bd. 1: 1954-1969, hrsg. v. Daniel DEFERT, 1. Aufl., Frankfurt am Main: Suhrkamp 2001.

- FREEDEN, Michael: *Ideologies and Political Theory. A Conceptual Approach*, Oxford [u.a.]: Oxford University Press 1996.
- FREEDEN, Michael: „*The Morphological Analysis of Ideology*“, in: SARGENT, Lyman Tower, Marc STEARS und Michael FREEDEN (Hrsg.): *Oxf. Handb. Polit. Ideol.*, 1. Aufl., Oxford: Oxford Univ. Press 2015.
- FREEDEN, Michael (Hrsg.): *The Oxford Handbook of Political Ideologies*, 1. publ. in paperback Aufl., Oxford [u.a.]: Oxford Univ. Press 2015.
- FRIEDMAN, Milton: *Essays in positive economics*, Nachdruck der 1. Aufl., Chicago: Univ. of Chicago Press 2001.
- FUKUYAMA, Francis: *The End of History and the Last Man*, 1. Aufl., New York / Toronto: Free Press 1992.
- FULLBROOK, Edward (Hrsg.): *A Guide To What's Wrong With Economics*, 1. Aufl., London: Anthem Press 2005 (Anthem studies in political economy and globalization).
- GALILEI, Galileo: „*Il Saggiatore*“, in: BARBÈRA, Gaspero (Hrsg.): *Opere Galileo Galilei*, Bd. 6, Florenz: Barbèra 1933 (Ristampa della Edizione Nazionale).
- HABERMAS, Jürgen: „*Technik und Wissenschaft als ‚Ideologie‘?*“, in: *Man World 1* (1968), S. 483–523.
- HABERMAS, Jürgen: *Theorie und Praxis. Sozialphilosophische Studien*, 2. Aufl., Frankfurt am Main: Suhrkamp 1980 (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 243).
- HANSEN, Robert G.: „*Empirical Testing of Auction Theory*“, in: *Am. Econ. Rev.* 75/2 (1985), S. 156–159.
- HEILBRONER, Robert L.: *Die Denker der Wirtschaft. Ideen und Konzepte der großen Wirtschaftsphilosophen*, übers. von Matthias SOMMER, 1. Aufl., München: FinanzBuch-Verlag 2006.
- HENDRICKS, Kenneth und Robert H. PORTER: „*An Empirical Study of an Auction with Asymmetric Information*“, in: *Am. Econ. Rev.* 78/5 (1988), S. 865–883.
- JACOBS, Konrad: „*Neumann, John von*“, in: BAYERISCHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN (Hrsg.): *Neue Dtsch. Biogr.*, Bd. 19, Berlin: Duncker & Humblot 1999, S. 153–154.
- KIERKEGAARD, Søren: *Furcht und Zittern*, hrsg. v. Emanuel HIRSCH und Hayo GERDES, 3. Aufl., Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 1993 (Gesammelte Werke 4).

- KORNMEIER, Martin: *Wissenschaftstheorie und wissenschaftliches Arbeiten: eine Einführung für Wirtschaftswissenschaftler*, Heidelberg: Physica-Verlag 2007 (BA kompakt).
- KOSLOWSKI, Peter: *Politik und Ökonomie bei Aristoteles*, 3. Aufl., Tübingen: Mohr 1993.
- LACK, Caleb W. und Jacques ROUSSEAU: *Critical Thinking, Science And Pseudoscience. Why We Can't Trust Our Brains*, New York: Springer Publishing Company 2016.
- LAZEAR, Edward P.: „*Economic Imperialism*“, in: *Q. J. Econ.* 115/1 (2000), S. 99–146.
- LEOPOLD, David: „*Marxism and Ideology: From Marx to Althusser*“, in: FREEDEN, Michael, Lyman Tower SARGENT und Marc STEARS (Hrsg.): *Oxf. Handb. Polit. Ideol.*, 1. publ. in paperback Aufl., Oxford: Oxford Univ. Press 2015.
- LEXIKONREDAKTION DES BIBLIOGRAPHISCHEN INSTITUTS (Hrsg.): *Meyers Großes Taschenlexikon in 24 Bänden*, Bd. 10: Ho-Iz, Mannheim/ Wien/ Zürich: Meyers Lexikonverlag 1981.
- LINB, Vera: *Die wichtigsten Wirtschaftsdenker*, 4. Aufl., Wiesbaden: Marix 2013.
- LYOTARD, Jean-François: *The Postmodern Condition. A Report On Knowledge*, Minneapolis: University of Minnesota Press 1984 (Theory and history of literature).
- MARX, Karl: „*Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band. Buch I: Der Produktionsprozess des Kapitals*“, in: ENGELS, Friedrich und Karl MARX: *Werke*, Bd. 23 (1845-1846), hrsg. v. INSTITUT FÜR MARXISMUS-LENINISMUS BEIM ZK DER SED, Berlin: Dietz 1962.
- MARX, Karl: „*Thesen über Feuerbach*“, in: ENGELS, Friedrich und Karl MARX: *Werke*, Bd. 3 (1845-1846), hrsg. v. INSTITUT FÜR MARXISMUS-LENINISMUS BEIM ZK DER SED, Berlin: Dietz 1978.
- MARX, Karl: „*The German Ideology*“, in: SZEMAN, Imre und Timothy KAPOSY (Hrsg.): *Cult. Theory Anthol.*, Chichester ; Malden, MA: Wiley-Blackwell 2011.
- MCAFEE, R. Preston und John MCMILLAN: „*Auctions and Bidding*“, in: *J. Econ. Lit.* 25/2 (1987), S. 699–738.
- MCALEER, Michael: „*Economics Is Based on Scientific Methods*“, in: FREY, Bruno S. und David ISELIN (Hrsg.): *Econ. Ideas You Should Forget*, Cham: Springer 2017, S. 91–92.
- MIROWSKI, Philip: „*The Unreasonable Efficacy of Mathematics in Modern Economics*“, in: MÄKI, Uskali (Hrsg.): *Philos. Econ.*, Bd. 13, Oxford [u.a.]: North Holland 2012 (Handbook of the philosophy of science).
- MOSCA, Gaetano: *Die herrschende Klasse*, Salzburg: Das Bergland Buch 1950.

- MYRDAL, Gunnar: *The Political Element in the Development of Economic Theory*, New Brunswick, U.S.A: Transaction Publishers 1990.
- POPPER, Karl R.: *Die offene Gesellschaft und ihre Feinde I. Der Zauber Platons*, 4. Aufl., München: Francke 1975.
- POPPER, Karl Rainer: *Conjectures and Refutations. The Growth of Scientific Knowledge*, 1. Aufl., New York: Basic Books 1962.
- RITTER, Joachim, Karlfried GRÜNDER und Gottfried GABRIEL (Hrsg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 4, Basel: Schwabe 1974.
- RITZI, Claudia: *Die Postdemokratisierung politischer Öffentlichkeit: Kritik zeitgenössischer Demokratie; theoretische Grundlagen und analytische Perspektiven*, Wiesbaden: Springer VS 2014 (Kritische Studien zur Demokratie).
- ROSS, Don: „*Economic Theory, Anti-Economics, And Political Ideology*“, in: MÄKI, Uskali: *Philos. Econ.*, Bd. 13, Oxford [u.a.]: North Holland 2012 (Handbook of the philosophy of science), S. 241–286.
- SABLOWSKI, Thomas: „*Krisentheorien*“, in: HAUG, Wolfgang Fritz (Hrsg.): *Hist.-Krit. Wörterb. Marx.*, Bd. 8/I, Krisentheorien bis Linie Luxemburg-Gramsci, Hamburg: Argument 2012.
- SAMUELSON, Paul Anthony: *Foundations of economic analysis*, 9. Aufl., New York: Atheneum 1979 (Atheneum paperbacks economics and business 80).
- SCHLAUDT, Oliver: *Wirtschaft im Kontext*, hrsg. v. Vittorio KLOSTERMANN, Originalausgabe Aufl., Frankfurt am Main: Klostermann 2016 (Rote Reihe).
- SCHMIDT, Manfred G.: *Demokratiethorien: Eine Einführung*, 5. Aufl., Wiesbaden: VS, Verl. für Sozialwiss 2010 (Lehrbuch).
- SCHÜLEIN, Johann August und Simon REITZE: *Wissenschaftstheorie für Einsteiger*, 4. Aufl., Wien: Facultas 2016 (UTB 2351).
- SCOTT, John und Gordon MARSHALL (Hrsg.): *A Dictionary of Sociology*, 4. Aufl., Oxford ; New York: Oxford University Press 2014 (Oxford paperback reference).
- SEN, Amartya K.: „*Rational Fools: A Critique of the Behavioral Foundations of Economic Theory*“, in: *Philos. Public Aff.* 6 (1977), S. 317–344.
- SENF, Bernd: *Die blinden Flecken der Ökonomie*, 1. Aufl., München: Dt. Taschenbuch-Verl. 2001 (Dtv ; 36240).

- SENF, Bernd: „*Denunzieren statt Argumentieren – Die irrationale Abwehr der Zinskritik. Eine Entgegnung auf den absurden Antisemitismus-Vorwurf von Hermann Lührs*“ 2008, <http://www.berndsenf.de/pdf/Denunzieren%20statt%20Argumentieren%20-%20Die%20irrationale%20Abwehr%20der%20Zinskritik.pdf>.
- SÖDERBAUM, Peter: „*Economics as Ideology and the Need for Pluralism*“, in: SÖDERBAUM, Peter (Hrsg.): *Guide Whats Wrong Econ.*, 1. Aufl., London: Anthem Press 2005 (Anthem studies in political economy and globalization).
- SPREMANN, Klaus: *Wirtschaft und Finanzen. Einführung in die BWL und VWL*, 6. Aufl., München: Oldenbourg Verlag 2013 (IMF, International management and finance).
- STÖRIG, Hans Joachim: *Kleine Weltgeschichte der Philosophie*, 18. Aufl., Stuttgart: Kohlhammer 2016.
- SUNTUM, Ulrich van: *Die unsichtbare Hand. Ökonomisches Denken gestern und heute*, 3. Aufl., Berlin/ Heidelberg: Springer 2005.
- TALEB, Nassim Nicholas: *Foiled by Randomness. The Hidden Role of Chance in Life and in the Markets*, 2. Aufl., New York: Random House 2005.
- TEPE, Peter: *Ideologie*, Berlin/ Boston: de Gruyter 2012 (Grundthemen Philosophie).
- ZEIDLER, Kurt Walter: *Prolegomena zur Wissenschaftstheorie*, Würzburg: Königshausen & Neumann 2000.
- ZIEGLER, Bernd: *Geschichte des ökonomischen Denkens: Paradigmenwechsel in der Volkswirtschaftslehre*, München: Oldenbourg 1998.
- ŽIŽEK, Slavoj: *Ein Plädoyer für die Intoleranz*, 4. Aufl., Wien: Passagen 2009 (Passagen Forum).
- ŽIŽEK, Slavoj: „*The Spectre of Ideology*“, in: SZEMAN, Imre und Timothy KAPOSY (Hrsg.): *Cult. Theory Anthol.*, Chichester ; Malden, MA: Wiley-Blackwell 2011.
- ŽIŽEK, Slavoj: *Lacan. Eine Einführung*, übers. von. Karen GENSCHOW und Alexander ROESLER, 4. Aufl., Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag 2013.
- STIGLITZ, Joseph: „*There is no invisible hand*“, <https://www.theguardian.com/education/2002/dec/20/highereducation.uk1> (abgerufen am 12.04.2018).
- THALER, Richard H.: „*Behavioral Economics: Past, Present, and Future †*“, in: *Am. Econ. Rev.* 2016 Vol1067 Pp1577-1600 .